

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

LATEINISCHE GEISTIGKEIT IN UNGARN
GERHART HAUPTMANN ZUM 80. GEBURTSTAG
UNGARN IN DEUTSCHER BETRACHTUNG
FINNISCH-UNGARISCHER KULTURAUSTAUSCH

Ein neues Attila-Bildnis
Ungarische Truppen auf russischem Boden
Ungarn in der deutschen Presse

Gedichte von Gy. ILLYÉS und L. MÉCS
Erzählung von F. MÓRA

Bücher- und Presseschau

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST-LEIPZIG

UNGARN

MONATSSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an die Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY* und Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,
KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.
ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,
JOSEF STOLPA, Staatssekretär,
GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

LATEINISCHE GEISTIGKEIT IN UNGARN*

VON ANTON VON ULLEIN-REVICZKY

Es bedeutet für mich eine aufrichtige Genugtuung und grosse Ehre, vor ihnen über ein Thema sprechen zu dürfen, das dem italienischen Wesen ebenso nahe steht, wie dem ungarischen. Die bewundernswerten Leistungen im Wiederaufbau des Staates unter der glorreichen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs *Viktor Emanuel III.*, die gewaltigen Ergebnisse des faschistischen Italiens unter der schöpferischen Führung des Duce dürfen mit vollem Recht als Wiedergeburt der antiken Überlieferung Roms und des ewigen lateinischen Geistes betrachtet werden. Ein getreuer Wahrer und Beschützer dieser Überlieferung war aber stets auch Ungarn, wo der lateinische Geist — durch Schicksal und Geschichte bestimmt — vor allen anderen Kräften seit Jahrhunderten bildend und aufbauend wirkte.

*

Inmitten des Donaubeckens, von der Kette der Karpaten umgeben, lebt seit tausend Jahren eine Nation, die, obwohl mit der weiten Familie der finnisch-ugrischen und türkischen Völker verwandt, dennoch seit mehr als 900 Jahren Treuhänderin des lateinischen Geistes, des unsterblichen römischen Gedankens ist. Seit *Stephan dem Heiligen* betrachtet sich das Ungartum stets als europäische und lateinische Nation. Es machte keine oberflächliche Angleichung durch, sondern eine geschichtliche Entwicklung, die eine wesentliche geistige Wandlung zur Folge hatte.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hinzusetze, dass diese Wandlung auch der tief wurzelnden Latinität zu verdanken ist, die dem Boden entströmte, der das Ungartum aufzunehmen bestimmt war, als es zur Landnahme über die Karpatenpässe stürzte. Eigentlich bemächtigten sich die Ungarn gegen das Ende des 9. Jahrhunderts der Gebiete der beiden östlichen Provinzen des römischen Reiches, Pannoniens und Daziens, und liessen sich hier endgültig nieder. Ich habe nicht die Absicht, mich mit der Geschichte dieser Provinzen im Altertum ausführlich zu befassen, muss aber doch auf einige Tatsachen hinweisen, die für die weitere

* Vortrag bei der Eröffnung der Ungarischen Woche in Mailand am 10. Juni 1942.

Entwicklung bedeutsam geworden sind. Zunächst muss vor Augen gehalten werden, dass Pannonien eigentlich nichts anderes, als ein strategischer Vorposten Norditaliens war. An der südlichen Grenze entstanden *Siscia* (ungarisch *Sziszek*, heute in Kroatien), *Sirmium* (ungarisch *Mitrovica*), *Poetovium* (deutsch *Pettau*), *Scarabantia* (ungarisch *Sopron*) und *Savaria* (ungarisch *Szombathely*). *Scarabantia* wurde von Kaiser *Tiberius* zum Munizipium erklärt, während *Savaria* — mit Veteranen des Pogebietes besiedelt — von Kaiser *Claudius* zur Kolonie erhoben wurde. Diese italienischen Kolonien waren dazu bestimmt, das stolze Bewusstsein der römischen Herkunft anfangs zu erwecken, später zu bewahren. Italienische Kolonisten — obgleich in geringerer Anzahl — gelangten später sogar bis Ost- und Nordpannonien, wo die hohen römischen Beamten sassen, um den „*limes danubianus*“ gegen Barbareneinbrüche zu beschützen; auch sie waren Träger des unvergleichlichen Menschenideals, das in der bezwingenden „*maiestas pacis romanae*“ zum Ausdruck kam. Daher fasste der römische Geist auf diesem, von der Sonne des Antoninischen Friedens bestrahlten Boden rasch Wurzel; die Eingeborenen, die sich der Wohltaten der römischen Herrschaft erfreuten, legten sogar ihre barbarischen Namen ab, und vertauschten sie mit lateinischen.

Völlig anders war die Entwicklung im östlichen Teil des geschichtlichen Ungarn, der unter dem Namen *Dazien* bekannt ist. Die ursprünglichen Daken verschwanden hier fast vollkommen, nur spärliche Reste wurden in Legionen eingereiht, die für fremde Gebiete bestimmt waren. Hieraus folgt, dass Roms zivilisatorische Herrschaft — im Gegensatz zur Entwicklung in Pannonien — im Ausbau der neuen Provinz nicht an geschichtliche Voraussetzungen anknüpfen konnte. Hier war es nicht möglich, sich auf die befriedenden Einflüsse italischer Kolonisten oder auf die der Veteranen des Pogebietes zu stützen, da nur eine bunte Masse von verschiedenen orientalischen Siedlern vorhanden war, die sich als Umgangssprache nicht des Lateinischen, sondern verschiedener, mit dem Griechischen vermischter Mundarten bediente. Nur dem eisernen Willen Roms gelang es, aus dieser überaus gemischten Bevölkerung, die „*ex toto orbe romano*“ zusammenströmte, eine volkliche Einheit zu schmieden. *Sarmisegethusa*, die einstige Hauptstadt der Daken wurde zur Kolonie erhoben; ausserdem erhielten einige koloniale Mittelpunkte bald Rechte, die sonst allein den Städten zukamen. Allein kaum nach 150 Jahren römischer Herrschaft beschloss Kaiser *Aurelianus*, der sich bis zur Donaugrenze zurückziehen musste, *Dazien* zu räumen. Nicht nur die Legionen und die Verwaltungsbeamten wurden zurückgezogen, sondern auch die Bevölkerung, die ja nicht bodenständig war. Der Kai-

ser liess sie nun auf das rechte Donauufer übersiedeln. Auf diese Weise fand römische Bildung in Dazien keinen günstigen Boden, was die germanischen Völker, die nachher das alte Dazien eroberten, auch gründlich ausnützten.

Auch das Christentum hatte nicht genügend Zeit, auf Daziens Boden Wurzel zu fassen; ganz anders war die Lage in Pannonien, wo wir im Bereich der Kirche bereits im 4. Jahrhundert Bischöfe von bedeutender Tätigkeit finden. Da Arius in die Donauprovinzen verbannt war, stand das Christentum in Pannonien lange Zeit unter arianischem Einfluss, bis es *Ambrosius*, der heilige Bischof von Mailand in den Schoss der abendländischen Kirche zurückführte.

Ich erinnere an diese Geschehnisse nur, um darzulegen, wie sich Pannonien entwickelte, wie es von den Anfängen der Kaiserzeit in enger Verbundenheit mit Rom lebte, an allen geistig-kulturellen Bewegungen teilnahm und diese auch den Hunnen sowie den germanischen Völkern weitergab.

Es gibt eine alte Überlieferung, nach der die Ungarn, als sie sich jener Gebiete bemächtigten, die später ihre Heimat werden sollten, jenseits der Donau nur spärliche Reste fanden, die von einer einst blühenden römischen Zivilisation zeugten, in einigen Städten aber dennoch Bürger trafen, die die Awarenherrschaft und das ihrem Sturz folgende Chaos überlebten. Einige ungarische Historiker behaupten, Esztergom (Gran), Székesfehérvár (Stuhlweissenburg), Győr (Raab) und Zágráb (Agram) sollen römischen Ursprungs sein, Städte, die bereits im 10. und 11. Jahrhundert bestanden, deren Einwohner daher „Latiner“ genannt wurden, da sie Nachkommen römischer Kolonisten sein sollten.

Wenn wir auch nicht zugeben, dass der Ausdruck „vicus Latinorum“ der mittelalterlichen Urkunden jene römischen Reste aus dem 8. Jahrhundert bezeichnet, die in der Gegend von Noricum und von Salzburg gefunden worden waren, so ist es doch möglich, dass das Christentum in Pannonien, im Besitz seiner alten Heiligtümer, die Stürme der Völkerwanderung überlebte, und in ungebrochener Kontinuität dem Ungartum vermittelt werden konnte. Jedenfalls steht fest, dass in der unmittelbaren Nachbarschaft der Kirchen die Städte, von starken Mauern umgeben, mehr oder weniger unberührt blieben, und es kann nachgewiesen werden, dass das Strassennetz in den wichtigsten Mittelpunkten Pannoniens der ursprünglichen Form der römischen Stadt folgte. Solche Reste antiker Stadtgrundrisse sind z. B. in Pécs (Fünfkirchen), Esztergom (Gran), Székesfehérvár (Stuhlweissenburg) und in Sopron (Ödenburg) zu finden.

Was mich veranlasst, vor allem Sopron (Ödenburg) eingehend zu behandeln, die Stadt, die mir besonders nahe liegt, da auch ich — es sei dies nicht aus Überheblichkeit gesagt — ein Sohn der antiken Scarabantia bin, ist ihr Reichtum an antiken römischen Denkmälern. Selbst aus Sopron (Ödenburg) gebürtig, befand ich mich in der glücklichen Lage, Schritt für Schritt sprechenden Zeugen der antiken Latinität zu begegnen, so dass mir alle diese Denkmäler zu vertrauten Bekannten wurden. Auf diese Weise ist das römische Altertum dem Schüler von Sopron (Ödenburg) nicht nur aus Texten, sondern zunächst aus der künstlerischen Wirklichkeit seiner Stadt zugänglich; er lernt den lateinischen Geist bewundern, lieben und schätzen, indem er seine Geburtsstadt bewundert, liebt und schätzt. Nachdem das alte Rathaus abgerissen worden war, kamen Reste von einer Art Kapitol zum Vorschein, in dessen Mauern drei schöne Marmorstatuen, Zeugnisse der ehemaligen Grösse der römischen Stadt, gefunden wurden. In der keltischen Zeit war die Stadt von einer 6—8 m hohen Mauer aus einer Art von steinharter Terrakotta umgeben, von der noch heute Reste hinter den Häusern der inneren Stadt zu finden sind. Diese Schutzmauer fanden dann die Römer und verstärkten sie später. Auf diese Weise bilden die „römischen Mauern“ noch heute, nach so vielen Jahrhunderten einen wesentlichen Teil der Stadt, umso mehr, als ihre Entwicklung auch in unseren Tagen in der von der römischen Stadt gewiesenen Richtung vor sich geht. Es ist leicht nachzuweisen, dass der heutige Mittelpunkt von Sopron (Ödenburg) den Ruinen der antiken Scarabantia entwuchs, und es steht ausser Zweifel, dass an der Stelle der heutigen Stadt noch im Ausgang des 9. Jahrhunderts eine blühende christliche Gemeinde bestand.

Zu denselben Ergebnissen gelangen wir, wenn wir die archäologischen Denkmäler von Szombathely (Steinamanger) betrachten, wo die alte Kolonie Savaria genau mit dem Mittelpunkt der heutigen Stadt zusammenfällt; so werden noch heute die Ausgrabungen der antiken Basilik des heiligen *Quirinus* fortgesetzt, deren Mosaiken uns an die von Pompei erinnern. Dasselbe gilt für die Reste von Aquincum, dem heutigen Obuda (Altofen), in der Nähe der Hauptstadt, wo die Häuser, von denen einige noch heute bestehen, aus dem Material erbaut wurden, das man aus dem ehemaligen „castrum romanum“ gewonnen hatte. Nach *Anonymus*, dem Schreiber König *Bélas III.* blieb in Aquincum noch im 12. Jahrhundert ein grosser Teil von grossartigen Gebäuden erhalten. Die Volksphantasie wollte in diesen die Residenz *Attilas* gesehen haben. Soviel ist gewiss, dass die Reste der Römerherrschaft die Entwicklung der ungarischen Kultur wesentlich mitbestimmten; es ist

sogar nicht ausgeschlossen, dass hie und da — z. B. in der Gegend von Veszprém — die sich dort ansiedelnden Ungarn auf die letzten Vertreter einer bereits romanisierten Bevölkerung stiessen. Auch hierüber berichtet Anonymus, der bei der Darstellung der Besitznahme Pannoniens durch die Ungarn wiederholt auch der angeblich dort gefundenen „Römer“ gedenkt. Somit bewahrte das Gebiet, auf dem das geschichtliche Ungarn nach dem 9. Jahrhundert seine Entwicklung begann, eine römische Vergangenheit, die die Wanderungen der Barbaren selbst durch blutige Stürme von Jahrhunderten überlebte.

Allgemein wurde das lateinische Bewusstsein in Ungarn erst, als sich durch die Aufnahme des Christentums das ganze Volk der christlich-lateinischen Gemeinschaft eingliederte und dessen Vermittlung und Verteidigung gegen die nach dem Westen stürmenden Barbarenvölker übernahm. Fürst Géza war es, der bereits in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zur Einsicht kam, dass das Ungartum seine Schlüsselstellung im Donaubecken nur dann behaupten kann, wenn es den Geist des mittelalterlichen Europas in sich aufnimmt. Es versteht sich von selbst, dass dies zugleich zu einer stets engeren Verbindung mit der lateinischen Welt führte. Statt vieler Beispiele sei bloss erwähnt, dass Stephan der Heilige den Marchese *Deodato Sanseverino* zu seinem Paten wählte, der ein Südländer war und der den König vertraulich einfach „Tata“ nannte, was in der süditalienischen Mundart Vater bedeutet; als Deodato sich im nördlichen Teil Transdanubiens niederliess, erhielt die von ihm gegründete Gemeinde ihren Namen Tata von ihm, und trägt diesen auch heute noch. Möglich, dass Deodato auch einige italienische Priester mit sich brachte; indessen kam unabhängig von ihnen bald der gelehrte venezianische Mönch, der heilige *Gerhardus* nach Ungarn, dem König Stephan die Erziehung seines ohnes, des heiligen *Emmerich*, und das Bistum von Csanád anvertraute. Diese Angaben bezeugen hinreichend, dass das Christentum und das Königreich Ungarn, das durch die von dem Papst geschenkte Heilige Krone seine besondere Weihe empfing, eng an Rom gebunden waren und blieben. Einen grossen Anteil hatte hieran naturgemäss auch die Tatsache, dass das Ungartum sich auf einem Gebiet ansiedelte, das früher römisch war, wo die Denkmäler der christlichen Latinität, wie die Gruft in Pécs (Fünfkirchen) und die „cella trichora“ in Óbuda (Altofen) Stürme von Jahrhunderten überlebten. Die von dem Papst gesandte heilige Krone und das Kruzifix bildeten zwischen Rom und Pannonien ein ideales Band, das nie aufhörte die Erinnerung an die lateinische Vergangenheit lebendig zu erhalten. König Stephan der Heilige legte auf die Vertiefung der Beziehungen zwischen Ungarn und Rom so grossen Wert, dass er in Rom eine Herberge für

ungarische Wanderer stiftete. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts trat auch der Einfluss der italienischen Baukunst in zunehmendem Masse hervor; Zeugen dieses sind die zehn von Stephan dem Heiligen gestifteten Basiliken, würdige Denkmäler der Freigebigkeit des ersten ungarischen Königs. Vorbilder dieser Kirchen waren die Basiliken der Lombardei; immer grösser wurde auch die Anzahl der Bildhauer, die aus Norditalien einwanderten, um die Kirchen mit kunstvollen Kapitälern zu schmücken, wie dies in Óbuda (Altöfen) und anderwärts zu sehen ist. Der auf diese Weise eingebürgerte romanische Stil schöpfte einerseits aus den italienischen Quellen, zeigte aber andererseits auch unverkennbar römische Züge.

Die lateinische Überlieferung gab sich in Ungarn später in einem sehr günstigen Augenblick kund, als das humanistisch gefärbte und gereinigte Latein der Karolinger in voller Blüte stand, wie wir dies aus den ersten schriftlichen Urkunden in Ungarn, vor allem aus Stephans des Heiligen berühmten „Warnungen an seinen Sohn“ feststellen können, aus denen mit fast sallustianischer Würde die „Laus Romae“ herausklingt.

Indessen dürfen wir nicht glauben, dass diese gleichsam ungarische Latinität bloss ausländische Zufuhr war, der europäischen Kultur entliehen, ohne Wurzel und positive Beiträge des Ungartums. Vielmehr barg sich hinter der gemeineuropäisch geprägten lateinischen Form der lebendige ungarische Geist; daher ist das reiche lateinische Schrifttum in Ungarn nicht bloss eine blasse Spiegelung der zeitgenössischen Durchschnittskultur Europas, sondern die eigenartige Kundgebung dieses ungarischen Geistes. Bereits die erwähnten Warnungen Stephans — die zugleich zum erstenmal die Grundsätze des ungarischen nationalen Lebens und des Verhaltens der Nationalitäten gegenüber bestimmen — geben ein lebendiges und sprechendes Zeugnis des ungarischen Bewusstseins. Den gleichen ungarischen Geist atmen nicht nur die ältesten Chroniken und die ersten versifizierten Texte kultischer Art — wie die Hymne an den heiligen Ladislaus —, sondern selbst Dokumente des täglichen Lebens, die durch die in den lateinischen Text eingefügten ungarischen Wendungen die innige Verflechtung des Lateinischen mit dem Ungarischen bezeugen. Das älteste ungarische Literaturdenkmal — die sogenannte „Grabrede“ — zeigt, obwohl sie einer ähnlichen lateinischen Rede nachgebildet ist, eine Ausdrucksweise, die tief in der Volkssprache wurzelt.

Bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts begaben sich wissensdurstige Jünglinge, im Lateinischen tüchtig vorgebildet, nach Bologna, Padua und nach anderen berühmten Universitäten Europas, wo sich

manche von ihnen, wie der selige *Paulus* von Ungarn, der zum hervorragenden Professor der Rechtswissenschaften in Bologna wurde, Ruhm und Ehre erwarben. Aus der Schar der ungarischen Priester, die die Universitäten des Auslandes besuchten, sei der bereits erwähnte Notar von König Béla III., Anonymus, sowie ein anderer berühmter Chronist, Simon Kézai, hervorgehoben, der vielleicht in Padua studiert hatte. Kézai schöpfte zunächst aus italienischen Schriften seiner Zeit, und sammelte vor allem Sagen über die Vergangenheit der Städte Pannoniens. Solche bildeten sich um das Lager von Aquincum und um einen in der Gegend von Potentiana entdeckten römischen „limes“. Der bei Kézai und seinen Zeitgenossen wiederauflebende Romanismus trug wesentlich dazu bei, dass bei den Ungarn Pannoniens das Bewusstsein erstarkte, Erben einer verschwundenen, doch stets grossen und selbst in ihren Trümmern reichen Kultur zu sein.

Allein nicht nur die ungarische Geschichtsschreibung hatte die Möglichkeit, aus der Fülle der lateinischen Kultur zu schöpfen, sondern auch die Dichtung. Die ungarischen fahrenden Schüler, von einer ausländischen Universität in die andere ziehend, wurden im 13. Jahrhundert mit der heiter geselligen Poesie der fahrenden Leute bekannt, und befruchteten nach ihrer Heimkehr den Symbolschatz der volkhaften Dichtung mit abendländischen Beständen. Aus diesen Anregungen entstanden die sogenannten „Blumenlieder“, eine Kunstgattung, die in der ungarischen Dichtung Jahrhunderte hindurch besonders beliebt und verbreitet war.

Es ist bekannt, dass sich zahlreiche neulateinische Kolonisten dauernd in Ungarn niederliessen; noch heute werden in Transdanubien Städte und Stadtteile „Lateinisches Dorf“, „Lateinische Stadt“ genannt und einzelne Teile der Stadt Nagyvárad (Grosswardein) haben Namen wie Padua, Bologna und Venedig. Die eingewanderten Ausländer konnten sich in das Gefüge der ungarischen Gesellschaft umso leichter eingliedern, als die Amts- und Gerichtssprache in Ungarn die Lateinische war. Auch von der Kirche wurde die lateinische Bildung Ungarns wirksam gefördert.

Infolge der vielseitigen Beziehungen zu dem Ausland versonderte sich auch die lateinische Kultur Ungarns verschiedenartig. In der Umgangssprache finden sich nicht wenige italienische Wörter in latinisierter Form: „guerra“ statt des klassischen „bellum“, „formagium“ statt „caseus“ usw.; dagegen erhielten einige lateinische Ausdrücke in Ungarn spezifisch ungarischen Gehalt: so bedeutet das ursprünglich italienische „banderium“ in Ungarn die Truppe der adeligen Miliz, die dem königlichen Heer pflichtgemäss beizustehen hatte. Vor allem

aber kam die untrennbare Einheit von lateinischem und ungarischem Geist darin zum Ausdruck, dass sich Staat, Militär und Verwaltung der lateinischen Sprache bedienten. Dies verlieh dem Schriftwesen eine gewisse Feierlichkeit; als ob es sich darum gehandelt hätte, eine Urkunde „sub specie aeternitatis“ abzufassen.

Gegen das Ende des Mittelalters nahm der Gebrauch der lateinischen Sprache allmählich einen anderen Charakter an. Früh drang der Humanismus nach Ungarn ein, dessen kennzeichnende Züge sich zum Teil bis auf die Zeit *Ludwigs des Grossen* aus dem Hause Anjou zurückführen lassen. In der Tat fand Ludwig während des neapolitanischen Feldzuges Gelegenheit, den neuen Stil des Humanismus kennenzulernen, und *Coluccio Salutati*, ein bedeutender Humanist seiner Zeit, richtete fünfzig Briefe an ihn. Gleichzeitig verlieh die humanistische Geschichtsschreibung Venedigs auch der ungarischen Historiographie neue Züge; ihre Hauptvertreter waren Marcus *Káldi*, der Verfasser der sog. „Wiener Bilderchronik“ und Johannes *Küküllei*, der Biograph Ludwigs des Grossen. Auch das Hauptziel der ersten ungarischen Universität in Pécs (Fünfkirchen) war die Pflege des lateinischen Geistes. Zur vollen Blüte gelangte die ungarische Renaissance unter Matthias *Corvinus*. Der von italienischen Humanisten umgebene Herrscher ist die glänzendste Gestalt der lateinischen Kultur in Ungarn, der weder im Donaubecken, noch in Südosteuropa jemand gleichgestellt werden kann. Bereits vor Matthias *Corvinus* beteiligte sich Fürstprimas Johannes *Vitéz* an den sprachwissenschaftlichen Forschungen der Humanisten des 15. Jahrhunderts, und — wie seinerzeit *Petrarca* — erschloss er vergessene Handschriften lateinischer Dichter. Matthias selbst fand seine Freude an gelehrten Wortgefechten, die zu seiner Zeit unter den Humanisten sehr beliebt waren und umgab sich mit italienischen Dichtern und Gelehrten, wie *Vergerio*, *Galeotto* u. a. m. Unter diesen befand sich auch der berühmteste lateinische Dichter Ungarns, *Janus Pannonius*, der sich in ganz Europa Ruhm erwarb. Von den grossen Persönlichkeiten der Zeit ist noch der weitberühmte Prediger *Pelbart von Temesvár* zu nennen, während die lateinische Rechtssprache in Stephan *Werböczy*, dem Verfasser des „Tripartitums“ ihren grössten Meister fand. Auf diese Weise festigte sich der Glaube an den Bestand einer höheren Kultur; trotz der Schwierigkeiten, die zu bekämpfen waren, lebte unerschütterlich die Hoffnung auf die Unzerstörbarkeit der von den grossen Lateinern gewürdigten „*Hungaria Virtualis*“, die selbst durch die tragische Aufteilung des Landes nach dem Zusammenbruch bei Mohács nicht vernichtet werden konnte. Gegen das Ende des Mittelalters war und blieb die lateinische Sprache das Ausdrucksmittel des ungarisch-nationalen

Bewusstseins, ja sie wurde in Ungarn die zweite Landessprache. Ihre bedeutende Stellung behauptete sie auch in der Reformationszeit, da die ungarischen Studierenden, die sich auf ausländische Universitäten begaben, gerade durch ihre lateinischen Kenntnisse leicht Anschluss an die europäischen Geistesströmungen fanden. Gerne bedienten sich der lateinischen Sprache auch die Studierenden aus Siebenbürgen, die im 16. und 17. Jahrhundert italienische Universitäten besuchten. Unter ihnen möge Stephan *Szamosközy* erwähnt werden, der von den römischen Denkmälern Siebenbürgens begeistert, in Padua seine „*Analecta lapidum vetustorum*“ den ersten Versuch einer archäologischen Darstellung Siebenbürgens herausgab. Zu bedeutsamen Höhen schwang sich die humanistische Geschichtsschreibung in lateinischer Sprache durch die Tätigkeit von Nikolaus *Oláh*, *Istvánffy*, *Verancsics*, *Forgács* und *Zsámboky* empor; letzterer erwarb sich unter dem Decknamen *Sambucus* auch als lateinischer Dichter Ruhm. Die lateinische Lyrik erfreute sich in Ungarn bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts einer solchen Volkstümlichkeit, dass ihre bedeutendsten Schöpfungen ein deutscher Professor, Johannes Philippus *Paraeus* unter dem Titel „*Delitiae Poetarum Hungarorum*“ in einer Anthologie zusammenfasste. Obwohl sich der Geltungsbereich der ungarischen Sprache immer mehr ausdehnte, blieb das Lateinische auch später vielfach die Sprache der Gebildeten: noch Franz *Rákóczi II.* schrieb seine „*Confessiones*“ in lateinischer Sprache.

Neue Anregungen empfing die lateinische Kultur in Ungarn von der Gegenreformation. Sie sind vor allem den Jesuiten und der von Erzbischof Peter *Pázmány* gegründeten Universität in Nagyszombat (Tyrnau) zu verdanken. Aus den Reihen der Jesuiten gingen zunächst bedeutende lateinisch schreibende Historiker, wie Stephan *Katona* und Georg *Pray* hervor. Auch die erste ungarische Literaturgeschichte von *Czvittinger*, sowie die erste sprachwissenschaftliche Arbeit von Johann *Sajnovics* erschienen in lateinischer Sprache. Die Ideen der Aufklärung, die sich in Ungarn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verbreiten begannen, mussten sich gleichfalls des Lateins bedienen, um wirklich zur Geltung zu kommen; vor allem wurden die in jener Zeit populären französischen Schriften ins Lateinische übersetzt. Gleichzeitig empfing auch die ungarisch-nationale Dichtung, vor allem ihre klassifizierende Richtung, bedeutsame lateinische Anregungen. Bemerkenswert ist auch, dass das Lateinische als Amtssprache noch lange gebraucht wurde, bis das Ungarische durch das Gesetz von 1839—40 an seine Stelle trat. Ebenso blieb die Unterrichtssprache noch in der ersten Hälfte des

19. Jahrhunderts in den meisten Mittel- und Hochschulen das Lateinische.

Auch die ungarischen Klassiker, wie *Petőfi*, *Jókai*, *Arany*, *Eötvös*, wurden in einer noch latinisierenden Umwelt erzogen, und diesen noch im 19. Jahrhundert lebendigen humanistischen Überlieferungen ist es zuzuschreiben, dass das Lateinische in den gebildeten Kreisen Ungarns länger erhalten blieb, als in anderen Ländern. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, als sich die in der lateinischen Überlieferung wurzelnde Form mit durch und durch nationalem, ungarischem Gehalt füllte, wurde der grosse klassische Dichter *Daniel Berzsenyi* geboren, und vielleicht ist es kein Zufall, dass *Berzsenyi* aus Transdanubien gebürtig war, wie auch der grosse Epiker *Nikolaus Zrínyi* und *Alexander Kisfaludy*, der grösste ungarische Schüler *Petrarcas*, Söhne Pannoniens waren. Dies ist die engere Heimat auch des Dichters *Michael Babits*, des literarischen Preisträgers von San Remo, dessen Dichtung sich an dem lateinischen Geist entzündete, und der durch seine sprachschöpferischen *Dante*-Übersetzungen glänzend bezeugte, wie lebendig und wirksam der überlieferungsfeste lateinische Geist selbst in unserer Generation ist. Doch muss immer wieder betont werden, dass sich lateinische Geistigkeit und die Pflege der lateinischen Kulturgüter in Ungarn nicht auf die Welt der Dichter, Schriftsteller und Künstler beschränkt, sondern die ganze ungarische Gesellschaft durchdringt. In den Mittelschulen, denen Unterricht und Erziehung der ungarischen Führungsschicht anvertraut ist, wird das Lateinische acht Jahre hindurch unterrichtet; durch die Werke der Klassiker werden Klarheit, Fülle und Anmut des ewigen lateinischen Geistes eingepägt. Lateinische Sprache und Literatur sind auch heute obligatorische Gegenstände der Gymnasialreifeprüfung. Wir dürfen daher feststellen, dass die Pflege des Lateinischen in Ungarn im Laufe der Zeit nicht nur nicht abnahm, sondern sich immer mehr vertiefte. Das Interesse der ungarischen Jugend für das Lateinische bezeugt auch die Tatsache, dass bei den Schülerwettbewerben die Gewandtheit im Lateinischen stets schwer in die Wagschale fällt.

Abgesehen von der stets zunehmenden Anzahl von Lehrstühlen für lateinische und neulateinische, besonders italienische Philologie an den ungarischen Universitäten, möchte ich auch als Jurist mit einigen Worten daran erinnern, dass der Kern der juristischen Bildung neben dem ungarischen Recht, der Rechts- und Verfassungsgeschichte das römische Recht mit seinen zeitlos gültigen Grundsätzen bleibt, auf denen auch das System des ungarischen Rechtes beruht.

Ich habe nach meinen besten Kräften versucht darzulegen, dass das Ungartum durch die Jahrhunderte seiner tausendjährigen Geschichte dem lateinischen Geist stets eine vertraute Heimat in Mitteleuropa sicherte, wohin es von dem Schicksal gestellt wurde, wo es treu seine Sendung in der Festigung und Vermittlung der abendländischen Bildung erfüllte und wo es mit allen seinen Kräften bestrebt war, Beschützer der lateinischen Kultur zu sein. Diese verteidigt der ungarische Honvéd auch heute, als er neben seinen grossen Verbündeten gegen die Gefahr von Osten kämpft, die heute wieder die christliche Kultur gefährdet. Ungarn erfüllt auch heute seine schwere und gefährvolle geschichtliche Sendung, die ihm das Schicksal auferlegt hatte: seit tausend Jahren beschützt es das Abendland, den schöpferischen europäischen Geist, die mit der erhabenen Idee der „Roma aeterna“ innig verbundene christliche Welt.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

GERHART HAUPTMANN*

— ZU SEINEM 80. GEBURTSTAG —

VON THEODOR THIENEMANN

Sein klassisches Profil erinnert auffallend an den alten *Goethe*. Der graue Kopf, die ganze Erscheinung zeugt davon, dass auch er jene höchsten Regionen menschlicher Weisheit erklimmte, zu denen der Sterbliche nur selten zu gelangen vermag. Indessen erhob sich Goethes Weisheit vor anderthalb Jahrhunderten über Zeiten und Menschen: wohl erlebte er in der französischen Revolution den Zusammensturz der alten Welt und den Beginn des neuen bürgerlichen Zeitalters, sah *Napoleons* Ruhm und Untergang, beteiligte sich an den romantischen Bestrebungen der Restauration — allein was ist dies jenen unendlichen Erwartungen, schmerzvollen Enttäuschungen und bitteren Kämpfen gegenüber, durch die das 20. Jahrhundert die Weisheit in seinen abgeklärtesten Geistern heranreifen liess? Gerhart Hauptmanns Haltung ist auch mit der *Tolstojs* vielfach verwandt. Dieser erstieg die Höhen der Weisheit mit den Lehren der harten Kämpfe des 19. Jahrhunderts; allein das von ihm Erschaute und Erlebte erscheint uns als geringfügig, wenn wir an die Lebenserfahrungen denken, die unsere Zeit ihren denkenden Söhnen bot. Wer wie Gerhart Hauptmann die höchsten Spitzen der Weisheit erreichte, aus der menschlichen Gesellschaft und Zeit schied, gleicht *Shakespeares* König Lear, der auf seinen Bettelstab gestützt und von seinem Narren geführt in dem nächtlichen Sturm herumirrt. Gerhart Hauptmann vergleicht sich mit einem anderem königlichen Bettler, mit Prospero. Auch er erschafft auf einer verlassenem Insel des Ozeans durch die magische Gewalt seiner Zauberkraft Menschen und Welten um sich; schon nimmt er von dem Leben, der Magie und Kunst Abschied, und denkt immer wieder an das Grab. Wenn wir nun an seinem 80. Geburtstag die Zaubersinsel dieses Prospero der Bühne und Dichtung, die Werkstatt des Künstlers betreten und seine gesammelten Werke durchblättern, so begegnen uns Gesichter, Charaktere und Menschenschicksale von erschütternder Lebensnähe. Einst, vor langer Zeit formte er in seiner Werkstatt in Rom riesige Menschengestalten aus Ton und beschwor zugleich in seiner ersten Dichtung den götterbestür-

* Vortrag im Ungarischen Rundfunk am 14. Oktober 1942.

menden Titanen Prometheus, wie dieser in seine aus Lehm geformten Gestalten Leben hauchen wollte. Dann wandte er sich der Schauspielkunst zu; sein schöpferischer Trieb bediente sich zunächst des Ausdrucksmittels der Menschendarstellung. Wenn wir in seinen Werken blättern, scheint es uns, als wandeln wir unter den Statuen *Rodins*; seine Menschen bringen Empfindungen und Stimmungen zum Ausdruck, die kaum in Worte zu fassen sind. Die lange Reihe seiner Charakterbilder zeugt von dem Schmerz, Verzicht und der Liebe, die der Dichter in ihr Antlitz grub — die Schöpfungen erschliessen den verborgenen Sinn der Weisheit ihres Schöpfers.

Zuerst betreten wir den Kreis der ersten Jugendwerke. Wir sehen bekannte Gesichter um uns, denen wir einst, vor langer Zeit bereits begegneten. Sie stellen die Armut dar, das Elend der schlesischen Weber, reissen schmerzvolle Wunden auf, die das soziale Gewissen zu heilen versucht. Unvergesslich bleibt uns die Webergestalt des alten Hilse, der sein ganzes Leben hindurch hungernd und darbend arbeitete, den Hungeraufstand verdamnte und sich ihm fernhielt, weil er an Gottes Gerechtigkeit glaubte, und der dennoch von der ersten Kugel zu Boden gestreckt wurde. So sinnlos und ungerecht ist auch das Leben — verkündet uns der junge Dichter durch eine seiner Gestalten. Not und Elend sind ihm wohlbekannt, und mit unendlich zärtlicher Liebe beugt er sich über die Gefallenen; hierin, als Dichter des Mitleids und Erbarmens, der sich an den Lehren *Schopenhauers* heranbildete, gehört er noch ganz dem 19. Jahrhundert an. Jedermann in Deutschland kennt das Waisenkind Hannele, das den Tod im Teich sucht und dem seine furchtbare Armut in der Euphorie des Todes in vollendeter Schönheit und Verklärung erscheint. Niemand wohl in der Weltliteratur stellte das Elend der Ärmsten im Kinderasyl mit wärmerem Mitleid und innigerer Liebe dar. — Auch die Hünengestalt Fuhrmann Henschels tritt uns bekannt entgegen: machtlos wird er vom Leben umhergetrieben; an dem Sterbebett seiner Frau gibt er das Versprechen, die Magd nicht zu heiraten, tut es aber dann dennoch, verfällt willenlos der Schuld, sucht in dem Tod Erlösung, fühlt sich aber nicht als schuldig, da wir doch alle machtlose Puppen in den Händen höherer Mächte sind. Fuhrmann Henschel wird nicht mehr von Not und Elend geplagt; der Dichter erkannte eben, dass die Menschen an einer Krankheit leiden, die schmerzvoller und unheilbarer ist als die furchtbarste Armut. Auch Menschen, die in äusserem Wohlstand leben, verfallen dieser; ihre Welt ist wie der Sumpf — *Ibsen* zeigte sie uns in seiner „Wildente“ — alles steht, stockt und ist rettungslos der Fäulnis preisgegeben. Die Ohnmacht dieser Menschen ist stärker als der gute Wille, Trägheit unterdrückt

jede edlere Regung. Dieses Sumpfleben wird in einer Reihe von bekannten Gestalten der menschlichen Gesellschaft dargestellt. Die heiterste und bekannteste unter ihnen ist Kollege Crampton, der liebenswürdige Typus der Halbbegabung, der auch seelisch dem Sumpf verfällt. Denn seine Ohnmacht ist stärker als das persönliche Beginnen; alles bleibt beim alten — verkündet der Dichter durch die Gestalt des Kollegen Crampton. Auch die mächtige Gestalt Florian Geyers sehen wir in der Reihe der Machtlosen; dieser wollte einen Aufstand führen, um die Welt glücklicher zu machen, schon scheint der grosse Wurf zu gelingen, dann stürzt alles zusammen, die Hoffnung wird zur Enttäuschung; der Mensch sinkt in den Sumpf, in das unabänderliche Grau des Alltags zurück. Auch die Glocke, die Meister Heinrich, der Glockengiesser auf den hohen Berg bringen wollte, damit sie dort Glauben und Erlösung verkünde, stürzt nach den zeitlosen Gesetzen der Ohnmacht auf halbem Wege in das Tal zurück und versinkt im Sumpf.

Mit schmerzvoll verzerrten Zügen zeichnet der Dichter das Antlitz jener, die von anderen in den Tod getrieben wurden. Gabriel Schilling, Rose Berndt, Dorothea Angermann folgten alle dem Beispiel der kleinen Hannele; der durchgeistigteste unter ihnen ist vielleicht Michael Kramer, der mit Beethovens Totenmaske in der Hand jene unvergesslichen Worte an der Bahre seines Sohnes über den alles versöhnenden Tod spricht. Welchen Schmerz, welche Einsamkeit grub der Tod, dieser grösste aller Künstler, in die an Beethoven erinnernden Züge des Schnees; vielleicht war er es, dem der Dichter das innerste Ringen seiner Künstlerseele anvertraute. In die Reihe der Verfolgten gehört auch eine kennzeichnende Gestalt des alten Gerhart Hauptmann: der siebenjährige, wohlhabende Rat Klausen, der „Vor Sonnenuntergang“ leidenschaftlich das Recht des Alters zum Leben behauptet, das ihm die Jugend, die eigenen Kinder verweigern; er wird unter Vormundschaft gestellt und in den Tod gejagt. Indessen erschliesst der Dichter sein innerstes Wesen doch nicht durch Gestalten, die sich an das Leben klammern, wie der alte Klausen; am nächsten stehen ihm jene, die verzichten und sich dem Leben entziehen. Sein Lieblingstypus, der eigentliche Träger seiner tiefsten Lebensweisheit ist der königliche Bettler oder der Bettlerkönig. Von den mannigfachen Versonderungen dieser Gestalt tritt uns zuerst die des nur in Umrissen gezeichneten „Armen Heinrich“ entgegen. Ein stolzer, strahlender mittelalterlicher Ritter wird vom Aussatz befallen; alles fällt von ihm ab, was Maske ist, Ruhm, Reichtum, Eitelkeit und Lüge, und durch die furchtbaren Leiden der Ausgestossenen wird er geläutert. Je demütiger Heinrich die Glocke der Aussätzigen trägt, um so gekräftigter an Seele tritt er den Leidens-

weg an. Später, in dem Lustspiel „Schluck und Jau“ zeichnete der Dichter auch eine ironische Versonderung dieses Typus. Durch den spielerischen Einfall eines überlegenen Fürsten wird ein betrunkenener Bettler aus dem Strassenstaub in das fürstliche Bett getragen. Er erwacht im Schloss und spielt die kurze Komödie seines Kleinkönigtums ab; nachdem er wieder eingeschlafen ist, legt man ihn an den Graben zurück, woher man ihn holte. — Welches ist nun mein eigentliches Ich, bin ich König oder Bettler — fragt er sich, als er nach langem Schlaf die Augen reibend wieder zum Bewusstsein erwacht. Einerlei — antwortet der Dichter; Gott schuf weder Könige, noch Bettler, sondern vergängliche und gebrechliche Menschen. Damit aber fand Gerhart Hauptmann bereits die erhabenste Verkörperung seiner Lebensweisheit: den himmlischen König, dem hier auf Erden nur die Dornenkrone zu teil wird. Die Gestalt des königlichen Bettlers zeichnet der Dichter auch in dem von den Gefilden Homers heimkehrenden Odysseus. Nach langen Irrfahrten, im Bettlergewand kehrt Ithakas König heim. Schon lange verklärte sich sein Andenken zum Mythos; in diesem Mythos wollen ihn die Menschen verehren, an diesem beglückenden Glauben halten sie fest und wehren sich instinktiv gegen seine wirkliche, persönliche Anwesenheit, ebenso wie die Kinder Rat Klausens den Ruf ihres Vaters auch gegen diesen selbst in Schutz nehmen.

Allein — fragen wir den Dichter — gibt es bei solcher Verstocktheit und Verbohrtheit der Menschen eine erlösende Macht? Wieder wenden wir uns seinen Gestalten zu, um auf diese Frage Antwort zu erhalten. Gerhart Hauptmann zeichnete zahlreiche Frauentypen, mit besonderer Vorliebe und besonders oft aber einen, den er mit den schönsten Attributen bedachte, mit denen Dankbarkeit und Liebe weibliche Treue zu erklären vermögen. Gleichsam als ewiger Schuldner folgt der Dichter immer wieder dieser Frauengestalt, und mit erschütternder Selbstdemütigung zeichnet er den Mann, der sich an Frauenliebe veründigte. In den Jahren der Kindheit prägten sich ihm die Worte der Bibel tief in die Seele. Wie rauschender Orgelton aus metaphysischen Fernen erklingt in den Jugendwerken die Stimme erlösender Frauenliebe; es ist die Stimme der biblischen Ruth, die ihn, einmal zarter, einmal kräftiger, in seltsamen Akkorden erklingend, das ganze Leben hindurch begleitet: wohin Du gehst, gehe auch ich, Dein Haus ist mein Haus, Dein Volk mein Volk, in deinem Grabe möge auch ich Ruhe finden, nur der Tod soll uns trennen. — Mit solcher Treue bis in den Tod folgt Florian Geyer die mädchenhafte Liebe der kleinen Marei, mit solcher erlösenden Liebe opfert sich Ottegebe, die kleine Maierstochter für den ausätzigen armen Heinrich. Derselbe helle Schatten gesellt sich als Ge-

fährte dem Mann in Christo Emanuel Quint; er heisst hier Ruth Heidebrand und deutet mit dem Namen auf den biblischen Ursprung, ein andermal erscheint er als Iphigenie in griechischem Gewand. Die Liebe der Ruth ist nicht von dieser Welt, sie stieg von höheren, reineren Sphären auf die Erde herab; auch die unvergessliche Mädchengestalt der tanzenden Pippa gehört nicht dem Lebenskreis der Glasbläser, sondern dieser methaphysischen Welt an. Unendlich fein und zart zeichnet der Dichter seine kindlichen Mädchengestalten, die bei aller Gebrechlichkeit durch ihre Liebe Wunder zu tun vermögen, wie die alle Hindernisse siegreich überwindende Liebe der Griseldis. Der Dichter enthüllt sich und nimmt die grossen Irrungen, Fehltritte und Schulden seines Lebens willig auf sich; nur eines nicht: die Lüge. Daher zeichnet er wiederholt Ringen und Leid des Mannes, der die Liebe der biblischen Ruth verriet und verleugnete, weil er von Eros fortgetrieben wurde, wie Meister Heinrich, der Glockengiesser, der seine Treue Gattin verlässt. Anfangs brachte der Dichter diese Spaltung der Mannesseele nur in Umrissen zur Darstellung, in dem grossen Altersroman, „Das Buch der Leidenschaft“ aber erschliesst er die ursprüngliche Beziehung von Leidenschaft und Leid ohne Hemmungen, mit der erschütternden Unmittelbarkeit einer Lebensbeichte. Je weiter er im Alter vorrückt, umso freier und lebensvoller erscheinen ihm die Erinnerungsbilder der Kindheit und der längst vergangenen Jugend: die grosse Selbstbiographie, die neuen selbstbiographischen Romane greifen alle auf den Anfang, auf die Grundlagen des Lebens zurück. Es ist dies Rechenschaft, leidenschaftliches Bekenntnis, Selbstanklage und Selbstverteidigung, nur scheinbar objektiviert, Testament und Abschied, allmähliche Vorbereitung auf den langen Weg menschlicher Unsterblichkeit. Wenn nun Prospero, der durch die Magie der Worte so viele Visionen in Bilder bannte, im Begriffe ist, den Zaubermantel abzulegen und von der einsamen Insel in das alte Königreich zurückzukehren, um dort als Bettler unter den Armen in Frieden zu leben, so erwarten auch wir diesen königlichen Bettler zurück. Denn mehr als je bedürfen wir seiner, wie wir auch der Weisheit Goethes und der Liebe Tolstojs bedürfen. Möge der Dichter mit seinem klassischen Profil und schönen grauen Haupt noch lange unter uns weilen; sein blosses Sein allein schon kräftigt und festigt unseren Glauben an die irrende Menschheit.

UNGARN, VOLK UND RAUM, IN DEUTSCHER BETRACHTUNG

VON OTTO ALBRECHT ISBERT

Es mag vermessen scheinen, als Reichsdeutscher vor einer ungarischen Leserschaft ein Gesamtbild von Ungarn zu entwerfen. Aber vielleicht ist es gerade von aussen möglich, der Betrachtung von Volk und Raum manches hinzuzufügen, was im Lande selbst nicht so gesehen werden kann. Gibt uns doch auch der Nichtdeutsche oft neue Anregungen zur Betrachtung Deutschlands.

Vorauszuschicken bleibt freilich, dass es nicht nur eigenes Erlebnis sein kann, was hier ausgeführt werden soll, sondern dass auch in die Betrachtung einbezogen werden muss, wie der ungarische Raum und das madjarische Volk im deutschen Schrifttum behandelt worden sind, denn diese Behandlung ist sehr unterschiedlich. So gibt es eine Reihe von älteren Darstellungen, die vom heutigen deutschen Leser nicht einmal mehr als historisch interessant angesehen, sondern als kritiklos abgetan werden, — so wenn man an das Buch von Josef August *Lux*, „Ungarn, eine mitteleuropäische Entdeckung“, aus dem Jahre 1917 denkt, und es gibt manche ähnlich oberflächliche Betrachtungen, die vor dem rückschauenden Blick nicht mehr bestehen können. Als jüngere Darstellungen haben wir indessen nur wenige von deutschen Autoren und auch solche vielfach nur im Rahmen grösserer Abhandlungen, wie z. B. in der Geographischen Länderkunde. Davon wird noch zu sprechen sein. Ausserdem erschienen noch im Laufe der dreissiger Jahre ein paar kleinere Darstellungen von Ungarn, die mehr durch die Ereignisse der letzten vier Jahre überholt sind, so in mehr politischer Betrachtung von Franz *Riedl* (1936) und in mehr geschichtlicher von Walter *Schneefuss* (1937). Im übrigen beschränkt sich die deutsche Darstellung der jüngeren Zeit vorläufig auf Zeitschriftenaufsätze, von denen einige noch im Laufe der Betrachtung zu nennen sind. Die Neuordnung Südosteuropas ist noch zu jung, als dass sie angesichts der ungeheuren Beanspruchung aller Kräfte im gegenwärtigen Krieg schon einen Niederschlag im deutschen Schrifttum hätte finden können. Auch die vom Verfasser herausgebrachte kleine Auslandkunde (1941) bedarf einer Ergänzung durch die Veränderungen von 1941.

Vom Reich aus gesehen ist Ungarn heute ein Staat, mit dem wir durch einen 150 km breiten Grenzsaum unmittelbar benachbart sind. Was das bedeutet, kann man nur ermessen, wenn man bedenkt, dass es eine lange Zeit nicht so war, und dass rein staatlich betrachtet, diese Nachbarschaft seit dem Ende des alten deutschen Reiches nicht mehr hatte zum Ausdruck kommen können. Durch das System von Versailles und Trianon war sogar ein neuer kleiner Staat dazwischen gelegt worden, der bewusst als trennender Keil zwischen Deutschland und Ungarn wirken sollte. Denn dieser künstliche Kleinstaat, das ehemalige Deutsch-Österreich, umfasste reinen deutschen Volksboden, der gewaltsam und gegen seinen Willen vom Mutterlande getrennt war. Durch das gleiche Diktatsystem waren ja auch grosse Teile des madjarischen Volksbodens vom ungarischen Mutterlande getrennt worden, die dann im Zuge der vom Reich ausgehenden grossen Revision Stück für Stück Ungarn wieder angegliedert wurden.

Stück für Stück des geschlossenen madjarischen Volksbodens ist in den letzten drei Jahren an Ungarn zurückgekommen. Damit kann an die Schicksalsgemeinschaft angeknüpft werden, in der Ungarn und Deutschland seit 20 Jahren unter dem Druck des Systems von Versailles und Trianon verbunden waren und wogegen sich auf beiden Seiten der Wille zur Überwindung gerichtet hatte. Schon 1934 wurde vom Verfasser in einem Aufsatz über „Volks- und Kulturbodenforschung in Deutschland und Ungarn“, der in den *Dt.-Ung. Heimatblättern* (1934, H. 3/4) erschienen ist, darauf hingewiesen, dass ähnlich wie sich die deutschen Anschauungen seit 1914 vom rein staatlichen auf das Volksschicksal gewandelt hätten, so auch eine Umstellung im ungarischen Denken notwendig geworden sei. Es hiess dort (Seite 241), dass „ja auch für das Ungartum, das heute auf mehrere Staaten verteilt leben muss, eine solche innere Wandlung notwendig geworden sei, wo man sich auf die Volkskräfte, den ‚Volksboden‘ besinnt, und über die Staatsgrenzen hinweg die natürlichen Einheiten der Völker und Stämme erkennt“. Seitens der Forschung glaubten wir damals auf gewisse neue Wege hinweisen zu dürfen, die man auch in Ungarn eingeschlagen hätte, so wenn man die Zeitschriften *Föld és ember* oder *Népünk és nyelvünk* betrachtete oder später die Ergebnisse der Dorfforschung mit ihrem sozialrevolutionären Einschlag. Damit wurde auch dem auswärtigen Betrachter die Sozialstruktur Ungarns in ein neues Licht gerückt, die ebenfalls auf die Zusammenschau von Land und Volk fusste. Man vergleiche dazu die Betrachtungen von H. Klocke in seinen Arbeiten „Deutsches und madjarisches Dorf in Ungarn“ (in den Beiheften zum *Archiv für Bevölkerungswissenschaft* 1937), ferner „Ungarns Weg zur Reform“ (in *Volk*

und Reich 1939), sowie „Föderalismus und Zentralismus“ (ebendort 1937). Glaubten wir so, ein Ringen um neue Erkenntnisse und eine neue Haltung zum eigenen Volkstum auch in Ungarn feststellen zu können, so war auf der anderen Seite doch auch ein bewusstes Festhalten am ungarischen Nationalbegriff der historischen Prägung niemals zu verkennen, wie es z. B. auch durch die programmatischen Ausführungen von Julius Szekefű über „Volkstum, Nation und Staat“ in den *Ungar. Jahrbüchern* 1934 zum Ausdruck kam. Demgegenüber war kurz vorher in der *Bleyer-Denkschrift* (gleichen Jahres und Orts) unter dem Thema „Volk und Nation bei Deutschen und Ungarn“ versucht worden, die beiderseitigen Verschiedenheiten und Wandlungsmöglichkeiten festzustellen.

Es würde zu weit führen, auf diese begrifflichen Fragen hier zurückzugreifen. Bleiben wir bei der Entwicklung seit 1938, so können wir hier schon einen deutlichen Unterschied in der deutschen und ungarischen Betrachtung feststellen. Es mag alte natürliche Ursachen haben, wenn man in Ungarn selbst den ungarischen Raum immer in seiner historischen Gestalt, nämlich den ganzen Karpatenraum, mit allen fremdvölkischen Gebietsteilen im Auge behält, und wenn auch angesichts der bisherigen Teilrevisionen der Blick noch immer wie gebannt auf die historischen Grenzen gerichtet blieb. In der Betrachtung vom Reich aus ist dieses historische Bild nicht so lebendig. Hatte man früher die grossen Umrisse der österreichisch-ungarischen Monarchie im ganzen vor Augen und darin Ungarn immer nur als einen Teil, so war nach deren Auflösung dem Deutschen nur die Zwangslösung von Trianon geläufig, die ihm ein kleines Land im Raum an der mittleren Donau zeigte, dessen Grenzen nicht von der Natur vorgezeichnet waren und über die das von Madjaren bewohnte Gebiet an vielen Stellen hinausragte. Aber auch die Entstehung dieses kleinen Landes war dem deutschen Betrachter, ähnlich wie die Restgestalt Kleinösterreichs, nur im Zusammenhang mit dem Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie verständlich, wobei auch die Abtrennung der nichtmadjarischen Gebietsteile zwangsläufig als Folgeerscheinung in der Auflösung des grossen Vielvölkerreiches gewirkt hatte. Wie vom Verfasser in einem Aufsatz im *Deutschen Erzieher* (Jg. 1939, H. 13, S. 285 ff.) über „Ungarn als Nachbar des Reiches“ betont wurde, war aber doch der starke Eindruck jener ungeheueren Verkleinerung Ungarns auf weniger als ein Drittel des alten Staatsgebietes am deutschen Betrachter haften geblieben. Besonderes Verständnis hatte man aber für den Tatbestand einer Verstümmelung des madjarischen Volksbodens und für die Formulierung über „3 Millionen Madjaren unter Fremdherrschaft“.

Durch die Veränderungen im Südosten seit 1938 ist dann auch der Blick der deutschen Allgemeinheit wieder stärker auf den Raum des alten Österreich-Ungarn gelenkt worden, von dessen künstlichen Nachfolgestaaten, Polen eingerechnet, nun einer nach dem anderen wieder unterging oder seine Gestalt veränderte. Das begann mit dem Anschluss Deutsch-Österreichs an das Reich im März 1938 und endete mit der Auflösung Südslawiens im April 1941. Im Zuge dieser Entwicklung aber war ein Land stufenweise wieder grösser geworden und hatte damit an Zahl und Fläche zusehends Bedeutung gewonnen. Das war Ungarn. Es konnte nicht ausbleiben, dass sich die deutsche Betrachtung nun auch stärker wieder den völkischen Problemen in dem jetzt benachbarten Raum an der Mittleren Donau zuwendete.

Es wurde schon betont, dass es innerhalb der Ungarn betreffenden Teilrevisionen seit 1938 vor allem die Vervollständigung des geschlossenen madjarischen Volksbodens war, die dem deutschen Betrachter im Anschluss an das eigene Volksschicksal näher ging. Und trotz der inzwischen noch viel weiter gegangenen territorialen Veränderungen im Osten und Südosten des Reiches betrachtet man auch heute noch innerhalb der Nachbarräume in erster Linie den Volksboden und in zweiter Linie das Staatsgebiet. Hierdurch musste auch dem deutschen Betrachter die Sonderstellung des madjarischen Volkes eindringlich bewusst werden, einmal räumlich, zum andern auch ethnisch gesehen. *Räumlich* kann nicht übersehen werden, dass das madjarische Volk im Raum an der mittleren Donau eine zentrale Stellung innehat, dass es ein weiträumiges Tiefland bis an die Gebirgsländer besiedelt, stellenweise sogar mit einzelnen Altstämmen in das Gebirge hineinragend, dass aber das innere Tiefland umzogen ist von dem Gebirgssystem des Karpatenbogens, der durch seine Geschlossenheit die Bedeutung des eingefassten Tieflandes indirekt verstärkt. Einschränkend wird dabei vielfach betont, dass die Madjaren ein Volk der Ebene seien, das, abgesehen von den erwähnten Altstämmen, nämlich den Palozen und Szeklern, nicht in das Gebirge vorgedrungen sei. Davon ist noch besonders zu handeln.

In *ethnischer* Hinsicht aber muss beachtet werden, dass die Ungarn oder Madjaren keine Slawen sind und schon dadurch eine besondere Stellung als Block von mehr als 10 Millionen zwischen den Nord- und Südslawen einnehmen, im engeren Sinne zwischen Kroaten und Slowaken, weiter östlich zwischen Serben und Ruthenen, bzw. Ukrainern. Indessen sieht man vom Reich aus im Blick nach Osten und Südosten selten ein Volk für sich allein, sondern man fasst gewöhnlich eine Gruppe von Völkern zusammen. So wird auch die völkische Sonderstellung der Madjaren für die deutsche Betrachtung dadurch verstärkt,

dass sich im weiteren Südosten der Block von über 14 Millionen Rumänen anschliesst, die in ihrer Ausdehnung bis zum Schwarzen Meer zwischen Bulgaren und Ukrainern diese Zwischenstellung der Nichtslawen verbreitern. Bei den Rumänen haben wir rein sprachlich die Kreuzung zwischen dem slawischen und romanischen Grundelement, wobei in der sprachlichen Zuordnung das romanische den Ausschlag gegeben hat, so dass der Sprachwissenschaftler sie der romanischen Völkerfamilie zurechnet. Beim madjarischen Volk ist jedoch die Sonderstellung viel ausgeprägter geblieben, auch im Vergleich zu den Bulgaren und heute noch durch die Sprache so stark, dass wir es in Europa nur noch mit den Nordstämmen der Finnen und Esten und auch mit diesen nur noch in rein sprachgeschichtliche Verwandtschaft bringen können, während der östlich-turanische Ursprung es eher dem bulgarischen Volk verwandt erscheinen lässt. Dieses ist jedoch durch seine andersartige Frühgeschichte in Sprache und Blutsgrundlage zu einem slawischen Volk geworden.

Wir dürfen diese Fragen, die nicht nur der Philologe zu beantworten hat, hier offen lassen. Es ist aber kein Zweifel, dass die ethnische Sonderstellung des madjarischen Volkes es mit sich gebracht hat, dass es auch unter den Südostvölkern die ausgesprochenste eigene *Geschichte*, namentlich politische und Staatsgeschichte aufweisen kann und dass es seine Staatsidee sogar über lange Zeiten der äusseren Unterdrückung und Ohnmacht forterhalten und wieder durchsetzen konnte. Hier kommen wir zu einem weiteren Kapitel, worin sich die deutsche Betrachtung zwar gern an gewisse ungarische Grundthesen anlehnt, sie aber doch in anderer Weise fortführt, nämlich in der Geschichte. Die Staatsidee und der Mythos des tausendjährigen Stephansreiches wurden zwar auch von deutscher Seite vor nicht allzulanger Zeit wieder behandelt (so von *Grazian* in *Volk und Reich* 1938), doch ist sie der heutigen deutschen Allgemeinheit nicht geläufig. Stattdessen sieht man zwangsläufig mehr den äusseren Ablauf der Geschichte, in dem ja Ungarn nicht als tatsächlicher Hoheitsbereich bestehen blieb. Da sind dem deutschen Betrachter mehr die Begegnungen und Zusammenstösse bewusst, wie sie bereits mit dem Einbruch der Madjaren in Süddeutschland und durch die Schlachten an der Unstrut und auf dem Lechfeld gekennzeichnet waren, gleichzeitig aber auch mit der Errichtung der karolingischen, später der babenbergischen Ostmark gegen den ungarischen Raum. Im ersten Stephansreich waren es die deutschen Gäste sowie die monumentale Ansiedlungsaktion der Siebenbürger Sachsen und der Zipser, was die deutsche Volksgeschichte dieses Zeitraumes mit der ungarischen verbindet. Nachdem dann der Mongolensturm über

Ungarn hinweg gebräust ist und gegenüber der dynastischen Geschichtseinstellung eine neue Epoche der Volksgeschichte markiert hat, sieht man das alte Ungarn zu seiner höchsten staatlichen und kulturellen Blüte und Ausdehnung, gerade in nächster Nachbarschaft des Reiches heranwachsen. Mit der vorübergehenden Zugehörigkeit von Böhmen, Mähren und Schlesien, wie auch dem Streben des Königs *Matthias* nach der Kaiserkrone wird zugleich jener tragische Kulminationspunkt erreicht, der den Untergang des alten Ungarn zur Folge hat, da im Südosten die osmanische Macht unaufhaltsam gegen das Herz des Landes vorgestossen ist. Damit endete zugleich jene zweite Epoche des alten Ungarn, die dem deutschen Betrachter als die eigentliche grossungarische erscheint — im Unterschied zu jener späteren des ausgehenden 19. Jahrhunderts, auf die man im Trianon-Ungarn wie gebannt zurückschaute. Denn jene spätere Epoche, insbesondere nach dem Ausgleich von 1867, barg für den deutschen Betrachter bereits zu viel Keime der kommenden Zerstückelung, nämlich in der Entwicklung der nicht-madjarischen Völkerschaften.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine zusammenhängende Geschichtsbetrachtung zu geben. Wir müssen uns vielmehr auf die Zeitpunkte konzentrieren, die in der deutschen Betrachtung hervortreten. Das sind die Dreiteilung Ungarns in der Türkenzeit mit der Angliederung der West- und Nordgebiete an die habsburgische Hausmacht, ferner die Wiedereroberung unter deutscher Führung nach der Befreiung Wiens von den Türken 1683/86 usf. Insbesondere durch die grosse Ansiedlungsaktion des 18. Jahrhunderts, begonnen von *Prinz Eugen*, wird Ungarn dem deutschen Betrachter umso näher gerückt, je mehr in dieser Zeit deutsches Blut ins Land geströmt ist. So sehr man in Ungarn vielleicht diese Art deutschen Interesses als einseitig empfunden hat, so wird man zugeben müssen, dass naturgemäss das allgemeine Interesse an dem benachbarten Land in dem Masse wachsen kann, wie man sich bewusst wird, dass eigenes Volkstum an dessen wirtschaftlichem, kulturellem und historischem Neuaufbau beteiligt ist. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu werten, sondern die tatsächliche deutsche Anteilnahme festzustellen. Sie geht ja auch aus der umfangreichen wissenschaftlichen Bearbeitung hervor, die das Deutschtum in Ungarn, besonders in den letzten zwei Jahrzehnten erfahren hat und die ihren bisher eindrucksvollsten Niederschlag in den leider noch nicht vollständig erschienen Artikeln des Handwörterbuches für das Grenz- u. Auslandsdeutschtum (wie z. B. über Banat und Batschka) gefunden hat, aber auch in zahlreichen Einzeldarstellungen, die aus den Besprechungen der ungarischer Zeitschriften genugsam bekannt sind. Auch Verfasser

hatte sich innerhalb dieser Aufgabenstellung einem bisher weniger bearbeiteten Deutschumsgebiet zugewandt, nämlich dem Mittelgebirgszug zwischen Plattensee und Donau, dessen deutsche Siedlungen ja noch heute einen wesentlichen Bestandteil der ungarländisch-deutschen Volksgruppe bilden.

Unter dem Eindruck dieser grossen Wiederbesiedlung, die ja nicht nur deutsche Elemente ins Land gebracht hat, erscheint Ungarn dem deutschen Betrachter von nun ab als ein besonders ausgesprochener Nationalitätenstaat. Dieser Anschauung steht das Streben des wiedererwachenden Madjarentums zur Zusammenfassung aller dieser fremden Elemente in eine einheitliche ungarische Nation entgegen. Voraussetzung dazu war freilich, dass sich inzwischen auch ein rein madjarischer Volksboden wieder ausgebildet und wenigstens der Innenraum auch mit madjarischem Nachwuchs wieder aufgefüllt hatte, nachdem vorher der Bestand des alteingesessenen Volkstums durch die Verheerungen der Türkenzeit bedenklich gelichtet worden war.

Hinzu kommt mit dem Aufbruch des 19. Jahrhunderts das erneute Sichdurchsetzen des madjarischen Anteils in Geist und Sprache bis zur vollen politischen Lenkung des alten Gesamtlandes, was noch im Rahmen der habsburgischen Monarchie erreicht wird. Namentlich die Sprache ist es, die nun eine neue madjarische Oberschicht auch unter starker Einbeziehung fremder Elemente zu einem politischen Instrument, dem Träger der Nation zusammenschmelzt. Es erscheint dem Aussenstehenden eindrucksvoll und gefährlich zugleich, wie nun im alten Ungarn nach dem Grundsatz „Nyelvében él a nemzet“ (In ihrer Sprache lebt die Nation) versucht wird, die gesamte Bewohnerschaft des alten Staatsgebietes zu einem einheitlichen Block von 20 Millionen Madjaren zusammenzuschmieden. So wird der Begriff der Madjarisierung zugleich der zum Inbegriff für völkische Assimilierung überhaupt (bzw. auf dem Wege der Selbstangleichung zur Assimilation). Und die Fülle der Streitschriften zwischen Deutschum und Ungartum im Ausgang des letzten Jahrhunderts beweist, wie stark dieses Problem die Gemüter bewegt hat und wie sehr das Bild Ungarns in der deutschen Betrachtung dadurch beeinflusst wurde.

Hier noch ein Wort zur madjarischen *Sprache*. Sie erscheint ja für den Aussenstehenden als das Hauptinstrument der Madjarisierung, — und damit ist sie es auch, an der die Sonderstellung des madjarischen Volkes dem Aussenstehenden am leichtesten deutlich gemacht werden kann. Diese Sprache, die in Europa, abgesehen von der finnisch-estischen Grammatik, keine Verwandtschaften hat und die dort gerade auf die nichtmadjarischen Bewohner des alten ungarischen Raumes so

einen starken Einfluss ausgeübt hat, dass auch viele Deutsche ihre Muttersprache vergassen um der madjarischen willen — sie dokumentiert auch heute noch in ihrer gedrungenen und logischen Eigenart die östliche Abkunft des Madjarentums, auf die man nun im Turanismus besonders stark wieder zurückgreift. Hand in Hand mit der Sprache geht dann ja auch das ganze Gebaren, der madjarische Stil in Gesellschaft und Verwaltung, der noch heute dem Fremden so ausgesprochen entgegentritt, gleich wenn er über die Grenze kommt.

Wir können es uns ersparen, hier weiter auf Einzelheiten einzugehen, denn diese Erscheinungsformen werden ja am stärksten in allen älteren und jüngeren Reisebeschreibungen über Ungarn behandelt, ebenso in denen, die uns aus jüngster Zeit von deutscher Seite vorliegen, auch wenn sie sonst vielleicht oft dem deutschen Masstab nicht entsprechen. Es muss daher noch das Kapitel angeschnitten werden, das von ungarischer Seite besonders gern in die Diskussion geworfen wird, nämlich die Frage des *Raumes*. Vom Raum handelten wir schon als dem gebirgsumschlossenen Tiefland, das auch der deutsche Geograph gern als einen Vorhof der osteuropäischen Steppe betrachtet, zugleich aber auch als ausgesprochen vorbestimmt zur Keimzelle eines grösseren politischen Gebildes. So bringt es *Machatschek* in seinem Abschnitt „Ungarn“ in der 100-Jahres-Ausgabe der Seidlitz'schen Geographie (Band II, Europa, S. 221 ff.) zum Ausdruck, und es ist ja auch immer wieder das Ergebnis, wenn man vom Gebirgsrand in das Tiefland herunter kommt, sei es von Pressburg aus durch die Porta Hungarica in den kleinen pannonischen Vorhof, sei es am Hang des Tokajer-Berges im Norden oder am Westrand des siebenbürgischen Berglandes. Immer aber bleibt der Eindruck der grossen ungarischen Weite im Tiefland, während das Bergland auch dem Durchreisenden sofort die Vielfalt der nichtmadjarischen Völkerwelt vor Augen führt. So wird das grosse Tiefland mit seiner besonderen Siedlungsart der Dorfstädte und Tanyas der Inbegriff für das Antlitz Ungarns und den madjarischen Volksboden, auch wenn die transdanubische Welt östlich der Donau oder die nordungarischen Inselgebirge ebenso stark dazu gehören. Hier bedarf es noch mancher Korrektur, um den Aussenstehenden die Vielfalt der ungarischen Landschaft lebendig zu machen, denn gar zu sehr wurde das Bild durch die Pusztaromantik des vorigen Jahrhunderts, nicht ohne Schuld ungarischer Autoren, schablonisiert.

Es ist daher sehr interessant, zu vergleichen, wie Ungarn in den grossen länderkundlichen Darstellungen und zusammenfassenden Lehrbüchern wiedergegeben wird. Wir müssen uns hier auf die jüngste Literatur beschränken und können darin höchstens feststellen, wie noch

immer der Eindruck des alten, durch die Karpaten vorgezeichneten Staatsraumes in der textlichen und kartographischen Darstellung nachwirkt. So am ausgesprochensten ebenfalls wieder bei *Machatschek*, der auch in seiner Länderkunde von Mitteleuropa den ungarischen Raum als Übergangsglied zwischen Mittel-, Ost- und Südosteuropa herausarbeitet und im Vergleich zu den Alpen die stärker trennende Wirkung der Karpaten und die natürliche wirtschaftliche Symbiose der Gebirgslandschaften mit dem Innenraum unterstreicht. Und es erscheint nicht zufällig, dass er in seine Darstellung Mitteleuropas wohl die Karpatenländer wie auch das walachische Becken einbezieht, nicht aber den südslawischen Raum der Dinariden und den eigentlichen Balkan. So wie es wiederum kein Zufall ist, wenn *Otto Maul* in seiner Länderkunde von Südeuropa auch vom Balkan herauf das ganze ehemalige Südslawien miterfasst, nicht aber Ungarn und Rumänien. Hier werden also auch seitens des deutscher Geographen immer noch die engeren Zusammenhänge zwischen einem nordwestlichen und südöstlichen Mitteleuropa gesehen.

Zweitrangig erscheint demgegenüber die Einzelbehandlung der innerungarischen Landschaften, deren Grossgliederung je nach der Betrachtung verschieden ausfällt. Im Sinne des alten, wie auch des jetzt wieder vergrösserten ungarischen Staatsraumes wird gerne die Scheidung zwischen oberungarischem und niederungarischem Tiefland mit der Schwelle des Mittelgebirges und der Donau—Drau-Platte sowie dem oberungarischen Bergland am Nordrand gezeichnet. Unter dem Eindruck des Trianon-Ungarn dagegen bildete sich stärker die Anschauung eines West- und Ostungarn heraus als zweier wesensverschiedener Landeshälften, die durch die Donau geschieden sind und wo im Westen der mitteleuropäisch-deutsche Einfluss auch im Stadt- und Dorfbild noch, abgesehen von den deutschen Siedlungsgebieten, stärker zum Ausdruck kommt, während der Grossteil des madjarischen Volksbodens wie auch der ungarischen Kernlandschaft erst östlich der Donau erlebt wurde. Diese Betrachtung mochte ungarischerseits als einseitig empfunden werden. Sie findet aber noch heute ihre einfache Bekräftigung beim Ausblick vom Blocksberg oder Johannisberg in die weite östliche Ebene oder bei der Durchfahrt nach Siebenbürgen, wie sie der deutsche Soldat heute immer wieder erlebt, — vollends aber wenn man einmal die Grossdörfer und Dorfstädte des Tieflandes persönlich durchwandert und auch sonst die Weite und Grösse ungarischer Dorfsiedlungen kennengelernt hat. Sie erreichen denn auch im Gegensatz zu den Dörfern im Reich eine ganz andere Durchschnittshöhe der Einwohnerschaft, ohne dadurch Stadtcharakter zu bekommen. Man wird

immer wieder versucht sein, darin einen Wesenszug der ungarischen Landschaft und des madjarischen Volksbodens zu erblicken, auch wenn vielleicht die extreme Ausprägung dieses Siedlungssystems erst eine Folge der Türkenzeit gewesen sein mag. Dazu kam in vergangenen Jahrzehnten noch immer der Eindruck einer mangelnden Intensität in der landwirtschaftlichen Bebauung — freilich nur beim Eintritt vom nordwestlichen Mitteleuropa her. Aber diese Unterschiede sind heute innerhalb Mitteleuropas weitgehend ausgeglichen, wenn auch vielleicht die Erscheinungsform des ländlichen Grossbesitzes gerade in Ungarn noch immer am ausgesprochensten und konserviertesten wirkt.

Es sei uns erspart, noch auf die Durchschnittsmeinungen der Reiseführer und allgemeiner politischer Literatur einzugehen. Vielmehr sei zum Schluss gestattet, noch einen Begriff aus der deutschen Anschauung hereinzubringen, der das Bild Ungarns heute entscheidend prägt, nämlich den Begriff der *Volkslandschaften*. Es wurde bereits erwähnt, wie auch die innere Landschaftsgliederung des heutigen ungarischen Staatsraumes verschieden ausfällt, je nach der vorwiegenden Einbeziehung rein geographischer oder auch ethnographischer Grundzüge. Der Wirklichkeit entspricht vielleicht am ehesten eine Betrachtung, die von Landschaft und Volkstum ausgeht. So erscheinen auch dem Aussenstehenden innerhalb des madjarischen Volksbodens gewisse alte Stammes- und Restgebiete noch immer besonders beachtenswert, die auch in einer amerikanischen Darstellung aus dem Jahre 1927 herausgearbeitet wurden. Unter dem Thema: „Isolated Racial Groups of Hungary“ hat Erdmann Doane *Beynon* im *Geographical Review* (Bd. 17, S. 586—604) diese alten Stammesgebiete auch nach Lage und Zahl dargestellt. Dazu gehören im Westen die Raabau um Kapuvár sowie das Gőcsej und Hetés im südwestlichen Hügelland, ferner die Schottertafel des Kemenesalja (deutsch Kameneck-Plateau) und die Zone der alten Kleinadelsdörfer am nordwestlichen Plattenseeufer. Es gehört ferner das von *Kogutowicz* so schön dargestellte Inner-Somogy am Westrand der Schwäbischen Türkei dazu, wie auch an ihrem Nordrand das Gebiet des Mezőföld, das ja nach Siedlungs- und Landschaftscharakter bereits von *Rungeldier* zum grossen Tiefland gerechnet wurde. Es gehört ferner im Nordwesten das rein madjarische Siedlungsgebiet der Grossen und Kleinen Schüttinsel dazu, während das Komorner und Graner Vorland bereits stärker durch die Türken in Mitleidenschaft gezogen und entvölkert worden war. Im südlichen Westungarn dagegen gehören noch in diese Teillandschaften hinein die Ormányság und Sárköz als Randlandschaften im Schutze des Auengürtels von Drau und Donau. Im ostungarischen grossen Tiefland sind es vielleicht nur die Matyó,

die als kleiner Stammesrest noch ihr Sondervolkstum zeigen, während in der Kumanensteppe (dem alten Komitat Jász-Nagykún-Szolnok) nur mehr der Volksschlag im allgemeinen wie auch der Charakter der baumlosen Steppe als besonders auffallend in Erscheinung tritt. Dann aber finden wir erst wieder in den Berglandschaften diese alten madjarischen Stammesreste, am ausgedehntesten natürlich bei den Palozen und Szeklern, in kleineren Inseln aber in der Szilágyság und in Kalotaszeg.

Betrachten wir dagegen den madjarischen Volksboden in seiner heutigen Ausdehnung, so fällt auf, wie weit er wieder geschlossen nach Süden ragt, nämlich auf dem Donau—Theiss-Rücken in der Batschka bis zum Franzenskanal östlich des grossen Deutschtumsgebietes. Besonders weit greift er auch nach Nordosten aus, hier aber genau mit dem Rande des Tieflandes endend, während er im Gebiet von Szatmár und dem nördlichen Bihar und um die dortigen deutschen und slowakischen Siedlungsinseln weiter in das rumänische Siedlungsgebiet hineingreift und sich mit diesem verzahnt. Sehr deutlich dagegen erscheint der Unterschied von madjarischem Tiefland und nichtmadjarischem, bzw. rumänischem Bergland bei Világos zwischen Szalonta und Arad, sowie auch östlich von Gross-Wardein, wo die madjarischen Siedlungen sich im Tal der Schnellen Körös über Élesd hinaus bis hart an den Austritt der Körös aus dem Bergland vorgedrungen sind. Die letzte dieser Siedlungen heisst bezeichnenderweise Rév = Furt. So deutlich sind die Volksgrenzen natürlich nicht überall. Im ganzen findet man sogar gegenüber dem rumänischen Volksboden eine derart weitgehende wechselseitige Durchdringung, — wobei auch das Rumänentum in das Tiefland östlich der Theiss eingesickert ist —, dass es schwer fällt, hier noch ethnographische Grenzen zu ziehen. Dieser Schwierigkeit stand man ja auch beim zweiten Wiener Schiedsspruch gegenüber, wo schliesslich auf die von ungarischer Seite vorgeschlagene Köröslinie zurückgegriffen worden ist, um wenigstens den Szeklerboden wieder mit dem ungarischen Mutterlande zu verbinden. Von deutscher Seite kann aber nicht übersehen werden, dass Ungarn heute gerade im Zuge dieser jüngsten Revision wieder zu einem Nationalitätenstaat geworden ist, in dem wiederum an den Randgebieten grosse Teile von Nichtmadjaren eingeschlossen sind.

Diese Tatsache als solche braucht hier für die *ungarische* Betrachtung nicht weiter ausgeführt zu werden. Da jedoch von der *deutschen* Betrachtung die Rede ist, so muss hinzugefügt werden, dass sich hier gewisse Schwierigkeiten aus den sehr voneinander abweichenden Zahlenangaben der nichtmadjarischen Volksgruppen ergeben. So wurde

z. B. auf der letzten Jahresversammlung des Volksbundes der Deutschen in Ungarn für den Gesamtbestand der Volksgruppe die neue Summe von $1\frac{1}{4}$ Millionen angegeben, und es ist schwer, diese Zahl mit den bisher vorliegenden amtlichen Daten für die einzelnen Siedlungsgebiete in Übereinstimmung zu bringen. Das gleiche gilt für die Zahl der Rumänen und Slowaken, wofür in den rückgegliederten Gebieten von ungarischer Seite zuerst nur auf die ungarische Vorkriegszählung von 1910 zurückgegriffen wurde, da man die Ergebnisse der inzwischen erfolgten nichtungarischen Zählungen nicht anerkannte. Mit diesen Ergebnissen, insbesondere nach dem Stand von 1930, wurde jedoch bisher nicht nur von rumänischer und slowakischer, sondern auch von deutscher Seite gearbeitet und damit eine sehr starke Abweichung von den ungarischen Angaben verursacht. Max Hildebert Böhm hat seinerzeit in seiner volkstheoretischen Lehre vom eigenständigen Volk unter vielen neuen Begriffen auch den des Inklusionsspielraumes einführen wollen, worunter der Spielraum zwischen der Selbsteinschätzung der Volksgruppe und der amtlichen Zählung des staatsführenden Volkes verstanden werden kann. Dieser Spielraum beläuft sich beim ungarländischen Deutschtum auf 3—400.000, bei dem Rumänen fast ebenso hoch.

Daraus ergibt sich natürlich auch eine Abweichung für die Gesamtzahl der Nichtmadjaren im heutigen Ungarn, und es muss der Wunsch eines jeden Volkstumsstatistikers bleiben, dass diese Divergenz nicht zu gross werden möge. So kann auch über die zahlenmässige Zusammensetzung des Volksbestandes im heutigen Ungarn noch nichts Endgültiges gesagt werden; zumal gegenüber der früher sehr starken Assimilation eine weitgehende Dissimilation oder Sonderung der Völkertümer inzwischen Platz gegriffen hat. Das trifft besonders stark auch auf das Judentum zu, für das ebenfalls die Zahlenangabe sehr verschieden ausfällt, je nachdem man es mittels der israelitischen Konfession oder rassisch zu erfassen sucht.

Die Begriffe Volk und Raum im heutigen Ungarn sind daher auch in der deutschen Betrachtung noch nicht festgelegt und bilden sich weiter an der Anschauung der gegenwärtigen Wirklichkeit. Für die Bewertung der Volksgruppenfrage wird ausschlaggebend bleiben, in welchem Grade es wieder zu einem engeren Zusammenleben der Völker auch innerhalb des südöstlichen Mitteleuropa und besonders im Karpatenraum kommen wird. Der Geograph und der Volksforscher müssen sich einstweilen darauf beschränken, die gegenwärtige Völkerverteilung in diesem Raum nach Volkslandschaften und Intensität der einzelnen Siedlungsgebiete zu registrieren, ohne dabei einer Weiterent-

wicklung vorzugreifen, die das Schwergewicht der einzelnen Kräftegruppen entweder noch weiter verschiebt, oder aber stärker auf gewisse Mittelpunkte konzentriert. Einen solchen Mittelpunkt wird man auch geopolitisch immer in dem Raum an der mittleren Donau erblicken, und man wird es immer als die Aufgabe des einen solchen Mittelraum bewohnenden Volkes bezeichnen, von innen heraus an seiner Gestaltung entscheidend mitzuwirken und ihm gemeinsam mit den andersvölkischen Mitbewohnern der Randlandschaften auch wirtschaftlich und sozial ein neues Gesicht zu geben. Die neue gesamteuropäische Entwicklung weist ja über die engeren Volksräume hinaus in Grosswirtschaftsräume, und unter solchen Vorzeichen einer wirtschaftlichen und sozialen Neugestaltung, über die im einzelnen hier nicht mehr gesprochen werden kann, kann auch die deutsche Betrachtung in der Entwicklung von Volk und Raum für Ungarn noch grosse Möglichkeiten erblicken.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

FINNISCH-UNGARISCHER KULTURAUUSTAUSCH

VON IRENE NÉMETH-SEBESTYÉN

Bei dem Zusammenfluss der Wolga und Kama, am grossen Wolganknie, lebte vor vielen tausend Jahren das finnisch-ugrische Urvolk, das sich von Fischerei und Jagd unterhielt. Aus dieser, von der Wildnis unendlicher Wälder bedeckten, sumpfigen Gegend, aus der finnisch-ugrischen Urheimat schieden die Ahnen der Ungarn und Finnen aus, die zwar die gleiche Sprache sprechende Söhne desselben Urvolkes waren, sich jedoch völlig voneinander trennten, um später zu selbständigen Völkern zu werden und sich nach langer Wanderung eine neue Heimat zu gründen. Die Ungarn eroberten das von den Karpaten umgebene, gegenwärtige Gebiet Ungarns, während sich die Finnen in Nordeuropa niederliessen, wo ihre historische Entwicklung ihren Anfang nahm. Es folgten lange Jahrhunderte, in denen Zeiten friedlicher Arbeit mit solchen blutiger Kriege wechselten. In den Karpaten waren es die Ungarn, oben auf der finnischen Halbinsel, in Suomi dagegen die Finnen, die Wache standen und alle vernichtenden Schläge auffingen, die das Christentum und die europäische Kultur bedrohten. Inmitten von Schicksalsschlägen und Stürmen von Jahrhunderten lebte jedes der beiden Völker in der Überzeugung, dass es in der Welt ganz allein stehe und dass ihm kein einziges Volk Europas verwandt sei.

Seit dem 17. Jahrhundert kamen zunächst Sprachforscher zur Erkenntnis und Überzeugung, dass „die ungarische und finnische Sprache nahe verwandt sind“. Aus dieser Erkenntnis folgte die andere, dass die Ungarn und Finnen nicht nur sprachverwandt sind, sondern auch rassisches zusammengehören, da beide vom ureuropäischen, finnisch-ugrischen Urvolk abstammen.

Diese wissenschaftlich bedeutsame Erkenntnis verbreitete sich unter den Finnen rasch, konnte jedoch bei den Ungarn lange nicht Wurzel fassen, da das Ungarntum romantische Historiker und mangelhaft geschulte Sprachforscher als ein aus Asien stammendes, orientalisches Volk türkischer Rasse bezeichneten und dieser Ansicht auch Geltung zu verschaffen wussten.

Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränkte sich das gegenseitige Interesse der Finnen und Ungarn ausschliesslich auf den engen Kreis der Sprachforscher. Erst die siebziger Jahre brachten in beiden Ländern einen wesentlichen Wandel, als Antti *Jalava*, ein junger finnischer Schriftsteller, 1874 zur Studienreise auf ein Jahr nach Ungarn kam. *Jalava* eignete sich die ungarische Sprache an; doch tat er dies nicht, um sich der vergleichenden Sprachwissenschaft zu widmen, sondern um das Ungarum und die ungarischen Verhältnisse gründlich kennenzulernen, und um ungarische Geschichte und Dichtung, ja das ungarische Geistesleben überhaupt eingehend studieren zu können. Diese erste Studienreise nach Ungarn wurde für *Jalavas* ganze weitere Tätigkeit entscheidend, da er sich nun zum Ziel setzte, die Aufmerksamkeit der Finnen auf die nach Mitteleuropa verschlagenen und seit tausend Jahren im eigenen Staate lebenden ungarischen Verwandten zu lenken, und seinen Landsleuten die ungarische Geschichte, die aus dieser hervorgehenden Lehren und das Leben und Schaffen der grossen ungarischen Staatsmänner, vor allem des Grafen *Stephan Széchenyi* und *Franz Deák* zugänglich zu machen. Als Mitarbeiter, später als Schriftleiter der grössten und verbreitetsten Tageszeitung, der *Uusi Suometar* ergriff er jede Gelegenheit, um das Ungarum und die ungarischen Verhältnisse in anziehender Form zu schildern. Durch die Artikel seines Blattes sowie durch seine selbständig erschienenen Bücher wurden die gründlichen Kenntnisse, die *Jalava* auf seinen wiederholten Studienreisen nach Ungarn erwarb, zum Gemeingut, fanden auch in den Lehrbüchern der höheren und Volksschulen Aufnahme, so dass sie den Weg nicht nur zu den Gebildeten des Landes, sondern durch die Zeitung auch zum finnischen Bauerntum fanden. Zunächst für Studierende der Universität, aber auch für andere, die die ungarische Sprache erlernen wollten, veröffentlichte *Jalava* als ungarischer Lektor der Universität Helsinki in enger Zusammenarbeit mit seinem Freund, dem vorzüglichen jungen ungarischen Sprachwissenschaftler *Joseph Szinnyei* eine ungarische Grammatik und ein ungarisches Lesebuch. Mit edlem Eifer wandte er die Aufmerksamkeit seiner Schüler den Meisterwerken der ungarischen Literatur zu und übersetzte den Roman von *Jókai*, „Der neue Gutsherr“ mit liebevoller Sorgfalt und dichterischer Begabung. Es war dies der erste in Finnland erschienene ungarische Roman, der das Interesse des Fintentums für ungarische Literatur dauernd sicherte. In bedeutendem Masse erhöhte sich die bereits grosse Volkstümlichkeit des Ungarums durch das berühmte Volksstück „Der Dorflump“ von *Eduard Tóth*, das in der Übersetzung von *Jalava* in Szene ging. In diesem Stück erklang zum erstenmal ein ungarisches Lied auf der finnischen

Bühne; damit eroberte die ungarische Romantik die Herzen der Finnen. Jahrzehnte lang blieben die ungarischen Volksstücke in Finnland äusserst beliebt und wurden auf den Bühnen des Landes auch dann noch gerne gespielt, als man sich ihrer in Ungarn selbst kaum mehr erinnerte.

Jalavas Übersetzungstätigkeit setzte von seinen Schülern vor allem Senior Niilo Wainio mit Erfolg fort, der einige berühmte Romane von Jókai und „Sankt Peters Regenschirm“ von Koloman Mikszáth ins Finnische übertrug. Ihm ist es zu verdanken, dass nach dem durchschlagenden Erfolg der ungarischen Volksstücke das Singspiel „Held János“ von Kacsóh—Bakonyi die finnischen Bühnen erobern konnte. Wainio hatte bereits ein hohes Alter erreicht, als er sich nach dem ersten Weltkrieg der neuen ungarischen Dichtung zuwandte, und für das Nationaltheater in Helsinki das Schauspiel „Sonnenschein“ von Ludwig Zilahy übersetzte, das im Herbst 1925 mit gutem Erfolg gespielt wurde.

Einer der letzten Schüler Jalavas war der Schriftsteller Matti Kivekäs, der 1911—12 Ungarn besuchte und sein ganzes Leben der Erforschung der ungarischen Kultur und der Übersetzung ungarischer Werke widmen wollte. Leider fand er im Jahre 1918 den Heldentod, doch bleibt es immerhin sein Verdienst, dass die Werke von Franz Herczeg die Leser und die Bühnen Finnlands eroberten. Das Lustspiel „Die Gyurkovics-Töchter“ erzielte einen Erfolg, wie er einem Bühnenwerk nur selten beschieden ist.

In Ungarn war es vor allem Jalavas Freund, Joseph Szinnye, der durch sein Werk „Das Land der tausend Seen“ zuerst das Interesse und die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise für Finnland und das finnische Volk zu erwecken verstand. Seinen Anregungen ist es auch zu verdanken, dass sich das Interesse Béla Vikárs der finnischen Sprache und Volksdichtung zuwandte. Vikár übertrug die „Kalevala“, das berühmte gewaltige Nationalepos der Finnen mit einer Meisterschaft, die dem Original in jeder Hinsicht würdig ist und die dichterischen Schönheiten dieses restlos und getreu wiedergibt. Wir dürfen wohl sagen, dass die Übersetzung Vikárs der finnischen Literatur seit ihrem Erscheinen bis heute immer wieder neue Anhänger erwarb. Auch die in der Übersetzung von Aladár Bán erschienenen lyrischen Runen des Kanteletar waren von dauernder Wirkung.

Von den Werken der modernen finnischen Literatur wurden dem ungarischen Leser zuerst die Erzählungen von Päivärinta, einige Skizzen und ein Roman, „Die Gattin des Pastors“ von Juhani Aho zugäng-

¹ Ungarisch: „Dal a tüzpiros virágról“. Von der Verfasserin übersetzt. (Anm. des Herausgebers.)

lich gemacht. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte der Roman von *Linnankoski* „Das Lied von der feuerroten Blume“,¹ der im Herbst 1914 erschien und durch seine beispiellose Volkstümlichkeit immer wieder neue Auflagen erlebte. *Linnankoski*'s Romantik und Darstellungskunst, der Ernst seiner sittlichen Auffassung, seine heitere Weltanschauung, schwungvolle Lyrik und die reizvolle finnische Stimmung, die diesem Roman entströmt, sicherten dem Werke den ungeteilten Beifall der ungarischen Leser. Auch das bedeutendste Werk *Linnankoski*'s, sein vor kurzem erschienener Roman „Flüchtlinge“ wurde mit warmer Anerkennung aufgenommen.

Noch bedeutenderen Erfolg — innerhalb eines Jahres fünf Auflagen! — hatte in Ungarn der Roman „*Silja*“ von dem grössten lebenden finnischen Schriftsteller, dem Nobelpreisträger *F. E. Sillanpää*. Leser und Kritik in Ungarn empfangen dieses Werk, noch bevor es mit dem Nobelpreis gekrönt wurde, mit einer Wärme und Begeisterung, wie dies nur den Grössten der Weltliteratur zuteil wird. *Silja*, die sich im Feuer ihrer grossen Liebe verzehrende kleine finnische Magd wurde in ungarischen Gedichten besungen. Auch der zweite, in ungarischer Übersetzung erschienene Roman von *Sillanpää* „*Der Weg eines Mannes*“, hatte in Ungarn dauernden Erfolg.

Freundliche Aufnahme fanden in Ungarn ein Spätwerk von *Arvid Järnefelt* „*Greeta und der Herr*“ sowie ein Roman des grossen Ungarnfreundes *Järventaus*. Im Sommer 1942 erschien in der gelungenen Übersetzung von *Johann Kodolányi* der weltbekannte Roman des finnischen Klassikers *Aleksis Kivi*, „*Die sieben Brüder*“, eines der bedeutendsten Werke der ganzen finnischen Literatur. Alle diese Werke brachten das Ungartum zur Einsicht, dass die Seele des ungarischen und finnischen Bauers, bei allen durch die Verhältnisse bedingten Unterschieden auch gemeinsame Züge aufweist: vor allem den angestammten finnisch-ugrischen Ernst und die unendliche Liebe zum schaffenden, lebensspendenden Mutterboden.

Das gleiche Verständnis brachten die finnischen Leser den übersetzten Werken von *Géza Gárdonyi* und *Sigmund Móricz*, besonders aber den schönsten Gedichten *Petőfis* entgegen, die *Otto Manninen*, einer der grössten Dichter der Finnen, mit feinem Verständnis und dichterischer Begabung ins Finnische übertrug. In *Manninen*'s stilgerechter Übersetzung wurden den Finnen auch *Petőfis* Verserzählung, „*Held János*“, die Perlen ungarischer Volksdichtung, der erste und dritte Teil der *Toldi*-Trilogie von *Johann Arany* („*Toldi*“ und „*Toldis Abend*“) zugänglich gemacht. *Manninen*, der über siebzig Jahre alt ist, arbeitet gegenwärtig an der Übersetzung des dritten Teiles der *Toldi*-Trilogie.

Seine meisterhaften Übertragungen verpflichten das Ungartum zu wärmstem Dank.

Es wäre schwer, die Namen der Schriftsteller und Künstler aufzuzählen, die während der letzten Jahre in Finnland ernste Erfolge ernteten. Andererseits werden aber die Dichtungen von Eino *Leino*, *Koskeniemi* und *Kailas* auch in Ungarn gerne vorgetragen. Das Nationaltheater in Budapest brachte mehrere finnische Dramen zur Aufführung und die finnischen Künstler finden in den Konzertsälen Ungarns stets ein begeistertes Publikum. Meister *Sibelius* hat auch in Ungarn zahlreiche Verehrer; seine „Valse triste“ und die symphonische Dichtung „Finnlandia“ sind in Ungarn nicht weniger bekannt als in seiner Heimat.

Unter den Schätzen des Museums für bildende Künste in Budapest findet man einige bedeutende Werke der grossen finnischen Maler *Akseli Gallén-Kallela* und *Pekka Halonen*. Besonders innige Bande knüpfen an das Ungartum den grössten finnischen Maler *Gallén-Kallela*, da seine einzigartige Kunst zuerst in Ungarn volle Anerkennung fand. Hier lernten und arbeiteten lange Jahre hindurch auch die hervorragenden finnischen Bildhauer *Alpo Sailo* und *Yrjö Liipola*.

Nach dem ersten Weltkrieg knüpften sich starke geistige und gesellschaftliche Beziehungen zwischen dem selbständig gewordenen, neuen Finnland und dem verstümmelten Ungarn; ihre Vertiefung ist heute bereits Aufgabe jener Gesellschaften, die eigens zur Pflege der finnisch-ungarischen Verwandtschaft ins Leben gerufen wurden.

Obwohl Gelehrte, Schriftsteller und Künstler die Aufmerksamkeit Ungarns auf Finnland lenkten, waren es doch vor allem die tapferen finnischen Soldaten, die zur Volkstümlichkeit ihres Landes und Volkes das meiste beitrugen. Der ruhmvolle Winterkrieg und die Kämpfe an der gemeinsamen Front waren Zeugnisse dafür, dass Blut nicht zu Wasser wird; beide Völker bewahrten die finnisch-ugrischen Tugenden der Tapferkeit und des Heldenmutes, beide sind in gleicher Weise Soldatennationen.

ATTILA

VON PÉTER VON VACZY

Im Jahre 448 unserer Zeitrechnung verliessen vornehme Byzantiner die Stadt Konstantinopel, um mit Attila über den Friedensschluss zu verhandeln. Unter ihnen befand sich auch *Priskos*, dem wir die Schilderung der Ereignisse verdanken. Als der Zug in der Gegend vor dem heutigen Niss hielt, veranstalteten die Griechen ein grosses Festmahl, zu dem sie auch die beiden Hunnen einluden, die sich ihnen auf dem Heimweg aus Konstantinopel angeschlossen hatten. Man ass und trank, und plötzlich begannen die Barbaren Attila, die Griechen dagegen ihren Kaiser zu rühmen. Einer der Griechen tat den unvorsichtigen Ausspruch, dass es nicht richtig sei, Gott mit einem Menschen zu vergleichen. Unter „Mensch“ verstand er natürlich Attila, unter „Gott“ dagegen *Theodosius*. Darauf brausten nun die Hunnen auf, und begannen in masslosem Zorn fürchterlich zu fluchen. Sie hielten Attila für einen Gott, während sie in dem Kaiser nur einen Menschen zu sehen geneigt waren. Betroffenen sahen sie die Byzantiner an, und gaben dem Gespräch rasch eine andere Wendung.

Dieser gleichsam dogmatische Streit darüber, ob wohl der Kaiser oder der hunnische König als Gott zu verehren sei, wirft auf das Seelenleben der nomadischen Hunnen ein scharfes Licht. Allerdings konnte *Priskos* nicht wissen, dass die Hunnen ihren Fürsten bereits in Asien, in der Nachbarschaft des chinesischen Reiches für den Sohn des Himmels, das Ebenbild Gottes hielten. Noch weniger konnte er wissen, dass nicht nur die Hunnen, sondern auch andere nomadische Reitervölker in ihren Khaganen die Abgesandten des Himmels sahen, deren Macht daher unbeschränkt war. Dafür aber hatte er am Hofe der Hunnen von einem Ereignis gehört, das ihn besonders ergriff. Die Hunnen besiegten das mächtige Volk der Akatziren; der Verrat eines ihrer Fürsten verhalf zu diesem Sieg. Als nun Attila den Verräter für seine Dienste belohnen wollte und ihn zu sich bat, wich dieser der Einladung mit der Begründung aus, dass es für einen Menschen schwer sei, vor Gottes Antlitz zu erscheinen. Es sei für einen gewöhnlichen Sterblichen unmöglich, vor den grössten der Götter hinzutreten, könne man ja auch in die Sonne nicht blicken, ohne geblendet zu werden.

Diese göttliche Glorie erklärt uns, warum jeder Hunne vor Attila Schrecken empfand. Die einzige Ausnahme war der skirische Fürst *Edeko*, denn selbst der älteste Sohn Attilas wagte seinem Vater nicht in die Augen zu blicken. Während des Festmahls, an dem Priskos mit den griechischen und römischen Gesandten teilnahm, sass dieser in ziemlicher Entfernung von seinem Vater und blickte stets zu Boden. Die Untertanen Attilas gehorchten ihm wie Diener, aber auch Könige, Führer ganzer Völker warteten — so schreibt *Jordanes* — auf seine Befehle, wie eine Leibgarde und ein leiser Wink seiner Augen genügte, damit sie ihm unter Schrecken, aber ohne zu murren und unbedingt alles gewährten, was er von ihnen forderte. Dafür aber sorgte Attila auch für sie! Der griechische Gesandte *Maximos* wollte den Hofmeister des Hunnenkönigs, *Onogesios*, überreden, zu Verhandlungen nach Konstantinopel zu kommen. Der Barbar gab zur Antwort: „es hat keinen Sinn, dass ich als Gesandter nach Konstantinopel gehe, da ich dem Kaiser und seinen Dolmetschern doch nur sagen würde, was Attila mir zu sagen befiehlt; oder glauben die Römer etwa, dass ich ihrem Flehen nachgeben, meinen Herren verraten, meine skythische Erziehung, meine Frauen, meine Kinder vergessen werde? Möge man nur erfahren, dass mir der Dienst im Reiche Attilas lieber ist, als der Reichtum der Römer“.

Als Herr so vieler Völker hätte jeder andere Herrscher prächtige Kleider getragen und in Gold und Silber geschwelgt. Attila tat dies nicht, ja er gefiel sich fast darin, nicht anders gekleidet zu sein, und nicht anders zu leben, wie der einfachste Hunne. An Prunk fehlte es seinem Hofe vollends. Wohl besass er in seinem an der Theiss gelegenen Hauptquartier einen prächtig geschnitzten Holzpalast, den wahrscheinlich die unterworfenen germanischen Völker für ihn erbaut hatten, doch lebte er in dieser königlichen Umgebung so einfach, wie irgend ein Hunne. Während er seinen Gästen auf Silberschüsseln die verschiedensten Speisen auftischen liess, begnügte er sich mit einer Holzschüssel und ass ausschliesslich Fleisch. Auch in allen anderen Dingen war er — wie Priskos berichtet — so enthaltsam. Den Gästen setzte man in Überfluss goldene und silberne Pokale vor, er jedoch trank aus einem Holzpokal. Auch seine Kleidung war sehr schlicht, nur fiel sie durch ausserordentliche Sauberkeit auf. Weder sein Säbel, noch die Riemen seiner nach barbarischem Zuschnitt gefertigten Schuhe oder der Zügel seines Pferdes waren — wie dies bei den übrigen Barbaren Sitte war — mit Gold oder Edelsteinen geschmückt.

Diese fast düstere Schlichtheit war ein Wesenszug Attilas. Einer seiner Vorfahren, der hunnische Herrscher *Oktar*, hatte eines Tages zu viel gegessen und war gestorben. Sein älterer Bruder *Bléda*, der eine

Zeit mit ihm zusammen herrschte, und den er im Jahre 445 ermorden liess, dürfte ein heiterer Geselle gewesen sein; er liebte die leichten Freuden des Lebens und lachte gerne. Diese heitere Lebensauffassung muss ihn wohl dazu bewegt haben, seinen jüngeren, ernsten Bruder zu seinem Mitherrscher zu machen. Da geschah es einst, dass sich unter den Gefangenen auch ein Narr befand, der *Zerkon* hiess und seiner Geburt nach Maure war. Die Hunnen brachten den Narren an den Fürstenhof, wo sich Attila voll Ekel von ihm abwandte. Bléda dagegen fand an seiner Sprache und seinem hinkenden Gang so sehr Gefallen, dass er ihn für sich behielt. Er behandelte ihn überaus zärtlich und liess ihn nicht nur an seinen Mahlzeiten, sondern auch an seinen Feldzügen teilnehmen. Trotz alledem entfloh ihm der Narr und kehrte zu den Römern zurück, wurde jedoch wieder gefangen genommen und an den hunnischen Hof zurückgebracht. Als Bléda den Narren fragte, warum er trotz der guten Behandlung, die er genoss, entfliehen wollte, gab dieser zur Antwort, dass ihm eine Frau fehle. Da brach Bléda in lautes Gelächter aus und sorgte dafür, dass Zerkon unter den adeligen Frauen der Fürstin eine Gemahlin finde. Nach dem Tod Blédas trachtete Attila den Narren so bald als möglich loszuwerden und schickte ihn zu *Aetius*, der ihn seinem früheren Besitzer, dem byzantinischen Feldherrn *Aspar* zurückgab. Dies war die Art Blédas. Attila dagegen hatte keinen Sinn für Scherz und Heiterkeit, lächelte nie und zeigte selbst bei den Festmahlen eine düstere Miene. Den Liedern, in denen barbarische Sänger seine Siege lobpreisten, lauschte er gewiss mit stolzer Genugtuung, als jedoch ein skythischer Narr hervortrat und mit seinem sinnlosen Geschwätz unter den Gästen allgemeine Heiterkeit erweckte, verzog Attila keine Miene. Heiter sah man ihn nur, wenn sein jüngster Sohn eintrat.

Die Formen wurden an dem Hofe der Hunnen besonders streng eingehalten, doch bildeten sie keineswegs eine Scheidewand zwischen Fürsten und Volk, sondern brachten nur die Rangordnung der verschiedenen Gesellschaftsschichten zum Ausdruck. Attila verkehrte mit seinen Untertanen ganz ungezwungen, mit patriarchaler Schlichtheit. Einmal geschah es, dass er mit seinem Hofmeister *Onegesios* aus dem Tor seines Palastes trat und dort einige seiner Untertanen fand, die miteinander in Streit geraten waren und seinen Urtheilsspruch hören wollten.

An seinem Hofe lebten zahlreiche Germanen. *Edeko*, der Fürst der Skirer, der Vater des später über Italien herrschenden *Odovakar*, war Befehlshaber seiner Leibwache. Der Ostgote *Valamer* und der Gepide *Ardarik* gehörten zu seinen vertrautesten Ratgebern. Dies ist leicht zu verstehen. In der Donau—Theiss-Gegend liessen sich die Hunnen vor

allem neben nicht-nomadischen, germanischen Völkern nieder, und auch die durch sie unterworfenen Völker waren grösstenteils Germanen. Die Hunnen und ihr Herrscher lebten somit in germanischer Umgebung, doch kam bei ihnen neben germanischem auch lateinischer Kultureinfluss zur Geltung. Pannonien, wo zahlreiche Römer und romanisierte Kelten zurückgeblieben waren, war seit dem Jahre 433 hunnisch Besitzt. Daher berichtet Priskos, dass am Hofe Attilas neben dem Hunnischen auch gotisch und lateinisch gesprochen wurde, griechisch dagegen nicht. Zur Abwicklung der diplomatischen Angelegenheiten hielt Attila besondere Schreiber, die jedoch Römer und nicht Griechen waren; der eine stammte aus Westgallien, der andere aus Italien. Der lateinische Kultureinfluss Pannoniens gab sich auch darin kund, dass ein Gefangener aus Sirmium dem barbarischen Hofmeister Onegesios aus pannonischen Steinen ein römisches Bad erbaute.

Attila selbst vermochte jedoch die germanische und lateinische Umwelt nicht zu beeinflussen. Was wir auf Grund der Schilderung des Priskos von *Jordanes* über ihn wissen, entspricht vollkommen dem Bild eines über ein nomadisches Reitervolk herrschenden Fürsten. Es erinnert uns an den awarischen *Baján* oder den Türken *Dizabulos*. „Sein Gang war stolz, — berichtet *Jordanes* — sein Blick schweifte hin und her, und brachte auf diese Weise die Kraft seines starken Körpers auch in seinen Bewegungen zum Ausdruck. Obwohl er den Kampf ausserordentlich liebte, war er doch sehr überlegt und erreichte sein Ziel meist mit Hilfe seines Verstandes. Den ihn Anflehenden gegenüber zeigte er sich barmherzig und liess denen, die sich ihm ergaben, Gnade widerfahren. Er war von gesetzter Gestalt, hatte jedoch breite Schultern, und da er einen grossen Kopf besass, schienen seine Augen sehr klein zu sein. Sein schütterer Bart begann bereits zu ergrauen, seine flache Nase und Gesichtsfarbe trugen das Gepräge seiner Abstammung.“ Das mongolische Gesicht, die gedrungene Gestalt verliehen seinem Äusseren einen ausgesprochen asiatischen Charakter.

Ausserdem erfahren wir, dass Attila ein kluger, ja verschlagener Mann war, was gleichfalls zum nomadischen Wesen gehört. Oft durchschaute er die Pläne der geschickten byzantinischen Diplomaten. Als er erfuhr, dass der byzantinische Hof nach seinem Leben trachtete, tat er, als ahnte er nichts und duldete ruhig, dass der griechische Dolmetsch *Vigila* nach Konstantinopel zurückkehrte, um das zu Bestechungen bestimmte Geld mitzubringen. Zugleich aber sorgte er für eine Falle, indem er sowohl *Vigila*, als auch den übrigen Gesandten verbot, römische Gefangene, barbarische Sklaven, Pferde oder ausser dem nötigen Verpflegungsvorrat überhaupt etwas zu kaufen, solange der

Zwist zwischen ihm und dem byzantinischen Hof nicht geschlichtet sei. „Dies aber verordnete der Barbar“ — bemerkt Priskos — „aus schlauer Berechnung, da auf diese Weise der Dolmetsch Vigila für das mitgebrachte Gold keine Erklärung geben konnte.“ So geschah es auch. Sobald Vigila mit dem Geld zu den Hunnen zurückkehrte, umringten ihn diese und nahmen ihm das Geld weg. Als er sich zu verteidigen suchte, fuhr ihn Attila an: „Du niederträchtiges Tier, durch Schlaueit und leere Ausreden entgehst du meinem Urteil und deiner gerechten Strafe nicht. Du hast ja viel mehr Geld bei dir, als für dich und deine Leute, aber auch zum Kauf von Pferden und Vieh oder zur Auslösung von Gefangenen nötig wäre, obwohl ich dir dies verbot, als du mit dem griechischen Gesandten bei mir warst“. Schliesslich aber legte sich sein Zorn, und er gab sich mit einem Lösegeld von fünfzig Pfund Gold zufrieden.

Der Sohn des Himmels war somit — wie wir sehen — ein Mensch aus Fleisch und Blut, und wie die Barbaren im allgemeinen, war auch er recht geldgierig. Wegen einiger Kirchenkelche, die man vor seinen Mannen noch rechtzeitig in Sicherheit brachte, war er imstande, mit einem Krieg zu drohen. Seinem römischen Schreiber versprach der Kaiser von Byzanz ein reiches Mädchen, das er aber inzwischen jemand anderem zur Frau gab. Als sich der Schreiber bei Attila darüber beklagte, nahm sich dieser der Sache sofort an und liess dem Kaiser durch die griechischen Gesandten sagen, er möge doch Wort halten, da die Lüge eines Kaisers unwürdig sei. Doch tat dies Attila nicht allein dem Schreiber zulieb, sondern weil ihm dieser für die erfolgreiche Fürsprache Geld versprach.

Attila liebte es, seine Macht zu fühlen und fühlen zu lassen. Er war froh, wenn er Schrecken um sich verbreitete und drohte daher stets. Die geringste Beleidigung war für ihn Ursache genug, um die Römer mit der Aussicht auf einen Krieg in Schrecken zu versetzen. Welch ein erhebender Augenblick mag es für ihn gewesen sein, als er, der Barbar, den Kaiser tief erniedrigen konnte. Nachdem er durch seine Schlaueit entdeckt hatte, dass der byzantinische Hof nach seinem Leben trachtete, liess er Kaiser Theodosius folgendes sagen: „Theodosius ist der Sohn eines adeligen Vaters, doch Attila ist gleichfalls edler Abstammung. Während dieser jedoch den von seinem Vater Mundzuk ererbten Adel noch bewahrt, büsste ihn Theodosius ein, als er zum steuerzahlenden Untergebenen Attilas wurde. Es ist daher des Kaisers unwürdig, nach der Art eines schlechten Dieners nach dem Leben dessen zu trachten, der dem Range nach über ihm steht, und den das Schicksal zu seinem Herrn bestimmt hat“. Der Kaiser musste diese Beleidigungen

ohne Widerspruch dulden, und zur Kenntnis nehmen, dass die Friedensbedingungen von Attila bestimmt wurden. Dabei ergriff der byzantinische Hof jede Gelegenheit, um den hunnischen Fürsten fühlen zu lassen, dass man in ihm doch nur den Barbaren sah. Einfache Soldaten oder Boten wurden zu ihm als Gesandte geschickt, worauf Attila in rasendem Zorn dem Kaiser mit einem Krieg drohte, wenn wieder so „hergelaufene Menschen“ an seinen Hof kämen. Der Hof musste nachgeben und sandte nun ehemalige Konsuln oder vornehme Männer zu Attila, der dadurch gleich sanft gestimmt wurde und sich grossmütig zeigte.

Attila, der Schrecken der gesamten Kulturwelt, wäre glücklich gewesen, wenn er eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin erhalten hätte. Um *Honorio*, die Schwester des Kaisers *Valentinianus* warb er dennoch zunächst aus realpolitischen Gründen; die Heirat sollte ein Deckmantel für seine Eroberungspläne sein. Andererseits bewegten ihn aber auch Eitelkeitsgründe; der älteste Sohn des Vandalenkönigs *Geiserich* hatte sich vor kurzem mit *Eudozia*, der kaum sechsjährigen Tochter des Kaisers verlobt und Attila fand, dass auch ihm eine Kaiser-tochter gebühre. Eine solche Verbindung würde der Welt überzeugend darlegen, dass er dem Kaiserhause ebenbürtig sei; der Hof von Ravenna wollte jedoch von Attila schon aus politischen Gründen nichts wissen. Je weniger tatsächliche Macht sie besaßen, umsomehr trachteten die Römer ihr Ansehen zu wahren. Wie verarmte Reiche wollten sie wenigstens den Schein ihrer ehemaligen Grösse aufrechterhalten. Die Byzantiner zahlten Attila schwere Steuern, doch schickten sie ihm das Geld nicht anders, als ob es sich um einen festgesetzten Sold handelte. Auffallend ist dabei, dass Attila sich diesem Spiel nicht widersetzte, ja sogar duldete, dass ihm der Kaiser den Titel eines Feldherrn — *magister militum* — verlieh, wodurch die ihm gebührende Steuer wie ein Beamtengehalt angesehen wurde. Auf diese Weise wurde Attila, der Schrecken und das Verderben des römischen Reiches aus blosser Eitelkeit zum römischen Beamten, zum General des Kaisers. Mit der Zeit erschien ihm dieser Rang und Titel schon als gering. Als Priskos an seinem Hofe weilte, sprach diesem ein unter hunnische Herrschaft gelangerter Römer aus Pannonien seine Befürchtung darüber aus, dass Attila mit seinem Rang als General bereits unzufrieden sei und nun den Kaisertitel anstrebe.

Als echter Barbar war Attila auch sehr abergläubisch. Er, der überall nur Schrecken verbreitete, stand selbst völlig im Banne der weissagenden Priester, ohne deren Rat er nie einen Entschluss zu fassen wagte. Stets war er von Priestern umgeben, die ihn selbst auf

das Schlachtfeld begleiten mussten, und deren Orakelsprüche alle seine Handlungen bestimmten. Einmal weissagten ihm diese Priester, dass sein Geschlecht verfallen, mit seinem jüngsten Sohn *Irnik* aber wieder zu neuer Blüte gelangen werde. Seit diesem Orakelspruch wurde *Irnik* sein bevorzugter Liebling, der nur zu erscheinen brauchte, um auf das düstere Antlitz des Vaters ein Lächeln zu zaubern. Dies aber hatte zur Folge, dass *Attila* ältester Sohn, der eigentliche Thronfolger, beim Volke kein Ansehen erlangen konnte und zwischen den beiden Söhnen nach seinem Tode — *Attila* war in der Nacht nach seiner Hochzeit mit *Ildiko* an einem Blutsturz gestorben — ein heftiger Zwist ausbrach. Dieser kam den unterworfenen Völkern sehr gelegen; sie ergriffen die Gelegenheit, um sich von dem hunnischen Joch zu befreien. Das Hunnenreich stürzte wie ein Kartenhaus zusammen.

Die Gestalt *Attila*s wurde zum Mittelpunkt vieler Sagen; sein Andenken lebte nicht nur bei den Steppenvölkern des Schwarzen Meeres, sondern auch in der Sagenwelt der Germanen fort. Sein Name und Ruhm waren auch noch später so verbreitet, dass das ungarische und bulgarische Herrscherhaus ihren Ursprung auf ihn zurückführten. Die grosse Angst, die er und seine Truppen überall hervorriefen, lebte in den Menschen noch weiter fort, und überall war der Glaube verbreitet, dass er nur gelebt hatte, um „die ganze Welt in Schrecken zu versetzen“. Er und seine Vorfahren hatten die barbarische Welt, die ausserhalb des Römischen Reiches lag, vom Kaspischen Meer bis zu den dänischen Inseln und der Nordsee erobert. In den letzten Jahren seines Lebens liefen Europa und Kleinasien Gefahr, von den nomadischen Hunnen überwältigt zu werden. Zu dieser Zeit dachte *Attila* daran, auch Persien zu besetzen und das römische Reich zu unterjochen. Im Jahre 451 überschritt er den Rhein mit seinem gewaltigen Heer, das aber von *Aetius* bei Champagne aufgehalten wurde. Im nächsten Jahr zog er gegen Italien, doch verhinderte ihn der Tod daran, seine welt-erobernden Pläne zu verwirklichen.

UNGARISCHE TRUPPEN AUF RUSSISCHEM BODEN

VON ADRIAN VON DIVÉKY

In einer Zeit, als die ungarischen Honvéd mit den Verbündeten in Südrussland marschieren und sich mit dem bolschewistischen Gegner tapfer schlagen, wird es wohl nicht uninteressant sein, einen Blick in dieser Richtung in die Vergangenheit zu werfen. Dies umso mehr, als die Ungarn russischen Boden nicht zum ersten Mal betreten; konnten doch die ungarischen Armeen auch im Weltkrieg bis Kiew und Odessa vordringen.

Die grenzenlose, unermessliche russische Ebene ist den Ungarn nicht unbekannt, da ihre Urheimat „Gross-Ungarn“ („Magna Hungaria“) sich zwischen der Wolga und dem Ural erstreckte, in der Gegend der Flüsse Kama und Bjelaja. Von hier zogen sie über die grosse russische Ebene, über die Wolga, den Don, Dnjepr, Dnjestr, Bug, Sereth und Pruth bis an die Karpaten.

Einst — es sind mehr als tausend Jahre her — ererbte diese Ebene vom Hufschlage ungarischer Pferde, zum Schrecken der Slawen, die dort wohnten. Die Ungarn erschienen auch vor Kiew, und der alte Chronist *Nestor* notierte folgendes in seiner Chronik: „Die Ugren (d. h. Ungarn) zogen an Kiew vorbei, über den Berg, der ungarisch genannt wird. Am Dnjepr angelangt schlugen sie Zelte auf, weil sie auf die Art wanderten, wie es jetzt die Palozen tun. Sie kamen vom Osten, zogen über die grossen Berge, die deshalb ungarische Berge genannt werden und begannen dort mit den Wolochern und Slawen zu kämpfen“. Die Ebene, die südlich von Kiew liegt, wird heute noch „Vengerszkoje polye“, d. h. ungarische Wiese genannt.

Allein nicht nur vom Osten her drangen die Ungarn bis zur Stadt Kiew, sondern auch vom Westen her. Im Jahre 1018, zur Zeit *Stephans* des Heiligen nahmen 500 ungarische Kämpfer an dem Feldzuge des tapferen polnischen Fürsten *Boleslaw* teil.

Die Ungarn erschienen jedoch in der russischen Hauptstadt Kiew nicht nur mit kriegerischen, sondern auch mit friedlichen Absichten. So ging z. B. von den fliehenden Herzogen der Arpaden *Andreas* zu *Jaroslaw II.*, dem Grossfürsten von Kiew, der ihm seine Tochter *Anastasia* zur Frau gab.

Auch König *Koloman* hatte friedliche Beziehungen zu Kiew, indem er *Euphemia*, die Tochter des Grossfürsten heiratete. Der unruhige König *Stephan II.*, der mit Venedig und gegen das byzantinische Kaiserthum Krieg führte, begann den Kampf auch gegen die Russen, da er dem in seinem Recht beleidigten *Jaropolk* Hilfe leisten wollte. Diesen hatte nämlich der Grossfürst *Wladimir Monomach* verjagt und setzte dann seinen eigenen Sohn an dessen Stelle ein. Doch musste der König den Feldzug aufgeben, da die ungarischen Adeligen nicht für fremde Interessen kämpfen wollten. Dies geschah im Jahre 1123.

Im Jahre 1146 heiratete der ungarische König *Géza II.* die russische Herzogin *Euphrosyne*, die Schwester des Grossfürsten *Isjaslaw* von Kiew. Dieser hatte manche schwere Auseinandersetzungen mit seinen Verwandten, die das Volk gegen seine Herrschaft aufwiegelten und wandte sich daher an seinen Schwager *Géza II.* um Hilfe. Der ungarische König tat seiner Bitte genug und seine Truppen drangen zwischen 1148 und 1152 sechsmal auf russischen Boden ein, meist unter der persönlichen Führung *Gézas*. Diese Kämpfe erhöhten zwar die Würde des ungarischen Königs, hatten indessen überhaupt keine praktische Bedeutung.

1187 wurde Fürst *Wladimir* von Halics wegen seiner Gewaltthätigkeit vertrieben und die unzufriedenen Bojaren riefen gegen ihn den Fürsten *Roman* von Wladimir in das Land. *Wladimir* floh zu *Béla III.* und ersuchte diesen um Beistand. Hierauf führte *Béla III.* in der That einen Feldzug gegen Halics, und wieder zogen ungarische Reiter durch die Karpatenpässe, und eroberten das Fürstentum. Indessen setzte *Béla* *Wladimir* nicht in seine Würde zurück, sondern behielt diese für sich selbst. An seiner Stelle regierte sein zwölfjähriger Sohn *Andreas*. Die Russen waren jedoch mit der fremden Herrschaft nicht zufrieden, vertrieben 1189 *Andreas*, und setzten *Wladimir* wieder in seine Würde ein. Die ungarische Herrschaft dauerte somit in Halics nur zwei Jahre, aber auch der kurze Aufenthalt erweckte das Interesse *Andreas'* für das Gebiet so sehr, dass dessen Eroberung auch später, als er bereits König war, zu seinen Lieblingsgedanken gehörte.

Es ist leicht zu verstehen, dass sich die Ungarn wiederholt Halics zuwandten, da sich die russischen Fürstenfamilien stets gegenseitig bekriegten, und sich einmal an den ungarischen König, ein andermal an den polnischen Fürsten um Hilfe wandten. Der ewige Streit dieser Familien erklärt es, dass sie keinen festen Staat behaupten konnten und dass ihre Gebiete einmal von Ungarn, einmal von Polen erobert wurden. Diese erstreckten sich zwischen den nordöstlichen Karpaten, dem Bug und Pripet, und waren das sogenannte „Rotrussland“ (lat. „Russia

Rubra“). Sie teilten sich in zwei Fürstentümer, das eine *Halics*, das andere *Wladimir* genannt; beide gaben später Galizien und Ladomerien den Namen.

Auffallend ist, dass sich hier kein stärkerer selbständiger Staat bilden konnte. Die Ursache liegt zunächst darin, dass es auf der unendlichen russischen Ebene nordöstlich von den Karpaten bis zum Ural nirgends eine natürliche Grenze gibt; daher kämpften die Fürsten immer miteinander und auch die Grenzen änderten sich stets. Dazu kam, dass die Kleinrussen, die Südrusslands guten schwarzen Boden bewohnten, keine staatsbildende Kraft besaßen. Schliesslich verhinderten auch die verschiedenen, in das Land hereingerufenen Hilfsvölker und der damit verbundene ständige Wechsel in der Staatsobergewalt die Bildung eines festen Staatsgefüges. So kam Rotrussland zuerst unter polnische Herrschaft. Das östlich vom Dnjepr gelegene Gebiet aber litt fast drei Jahrhunderte unter tatarischem Joch, bis es schliesslich von dem stärkeren grossrussischen Volksstamm befreit wurde. (Die Grossrussen hatten normannisches Blut in sich, leiteten ihre Abstammung von slawischen Stämmen ab, die — von den Normannen unterjocht — das Herrenvolk in sich aufzogen.)

Diese Umstände brachten es mit sich, dass auf russischem Boden stets Anarchie herrschte. Der russische Geschichtsschreiber *Pogodin* weiss z. B. vom Tode *Jaroslavs* des Grossen an (1054) bis zu dem Einbruch der Tataren (1224) über nicht weniger als 64 Fürstentümer von teils längerem, teils kürzerem Bestand zu berichten, und zählt 293 Fürsten auf, die sich in diesen 200 Jahren an dem Streit um Kiew und andere russische Gebiete beteiligt hatten. Er gibt uns auch Kunde von 83 Bürgerkriegen, von denen einige auf ganz Russland übergreifend das gesamte Reich in Mitleidenschaft zogen.

Wir erwähnten bereits, dass Herzog *Andreas* sich nach seinem Besuch in *Halics* lebhaft für dieses Gebiet interessierte. Noch mehr erhöhte sich dieses Interesse, nachdem er den Thron betreten hatte. Zu einem Eingriff kam es — wie dies meist zu geschehen pflegt — durch den Umstand, dass die Russen ihn wieder einmal um Hilfe baten. Auch diesmal suchte die Witwe seines Veters *Roman*, des Königs von *Halics*, bei dem ungarischen Hof gegen die Nachbarn und die herrschsüchtigen *Bojaren* Beistand. *Andreas II.* zog nun im Jahre 1205 nach *Halics*, um der bedrängten Witwe Hilfe zu leisten. Er traf die Frau und ihren vierjährigen Sohn *Daniel* in der Stadt *Sanok* und gab diesem sein Erbe zurück. Gleichzeitig nahm er den Titel „König von *Halics* und *Lodomerien*“ auf. Doch war diese Regelung nicht von Dauer: die Einwohner von *Halics*

litten Daniel nicht und verjagten ihn. Hierauf suchte dieser mit seiner Mutter zuerst in Polen, dann bei dem ungarischen König Zuflucht.

Im Jahre 1208 führte Andreas II. neuerdings einen Feldzug gegen Halics, um den Usurpator zu vertreiben. Er besiegte diesen, setzte ihn ab und ernannte den Führer der siegreichen Armee, den Woiwoden *Benedikt* zum Statthalter. Indessen waren die Russen mit der strengen Herrschaft dieses unzufrieden und setzten wieder *Roman* auf den Fürstenthron. Dieser aber führte eine so zügellose Herrschaft, dass sich seine Untertanen im Jahre 1211 abermals an Andreas wandten, und diesen ersuchten, den kleinen Daniel in seine Rechte einzusetzen. So begann der König von Ungarn einen neuen Krieg gegen Halics, und befestigte den zehnjährigen Daniel im Fürstentum seiner Ahnen. Die herrschsüchtigen Bojaren rissen jedoch die Macht bald an sich und vertrieben zuerst die Herzogin-Mutter, so sehr auch das Kind Daniel weinen mochte. Schliesslich blieb diesem nichts anderes übrig, als seiner Mutter zu folgen und selbst nach Ungarn zu fliehen.

Andreas wurde der ständigen Hilfeleistungen nicht müde, und zog im Jahre 1213 wieder mit einem ansehnlichen Heer gegen Halics. Unterwegs erreichte ihn aber in der Propstei Lelesz die furchtbare Nachricht von der Ermordung seiner Gattin *Gertrud*, und er musste zurückkehren. Andreas sah nun, dass seine Feldzüge gegen Halics im Lande Unzufriedenheit erregten. Um die Nation für diese günstig zu stimmen, wollte er daher das heiss umkämpfte Gebiet mit der ungarischen Krone vereinigen. Da jedoch auch der polnische Herzog *Leszek* Anspruch auf Halics erhob, schloss Andreas im Jahre 1214 mit diesem einen Vertrag. Im Sinne dieses Vertrages wurde *Koloman*, der sechsjährige Sohn Andreas, mit *Salomea*, der dreijährigen Tochter *Leszeks* verlobt, und das Kinderpaar auf den fürstlichen Stuhl von Halics gesetzt. Als Regent stand ihnen der hochgebildete Gespan *Demeter* aus dem Geschlechte *Aba* bei.

Andreas wünschte jedoch mehr: er ersuchte daher den Papst, dem kleinen *Koloman* den Königstitel zu verleihen und dessen Krönung durch den Erzbischof zu genehmigen. Der Papst willfuhr dem Wunsche des Königs und liess *Koloman* im Jahre 1216 durch den Erzbischof *Johann* in der später zerstörten Kathedrale von Halics tatsächlich krönen. Indessen konnte sich der kleine „König“ nicht lange der Krone erfreuen, da, während sein Vater einen Kreuzzug führte, im unruhigen Halics wieder ein Aufstand aufflammte. Fürst *Misztizslav* von *Nowgorod* nutzte die Verwirrung aus, griff das Fürstentum an und nahm *Koloman* und *Salomea* gefangen. König Andreas liess sich mit *Misztizslav* in Verhandlungen ein, und schloss mit ihm 1221 Frieden, nach dessen Bestim-

mungen Koloman und Salomea freigelassen wurden, Halics aber nicht zurückbekamen, da den Thron im Sinne des Vertrages der ungarische Herzog *Andreas*, Kolomans Bruder betreten sollte. Herzog *Andreas* begann erst am Anfang des Jahres 1227 zu regieren, und bereits 1229 brach ein Aufstand gegen ihn aus, der zu seiner Gefangennahme führte. Hierauf entsandte König *Andreas* den Herzog *Béla*, um den Aufruhr niederzuwerfen. Dieser brach mit einem Teil seiner Armee in Wladimir ein, eroberte Luck im Sturm, musste aber schliesslich doch ohne Erfolg zurückkehren. Nun zog König *Andreas* mit seinen beiden Söhnen persönlich gegen Rotrussland. Im Laufe des siegreichen Feldzuges eroberten die Ungarn Jaroslav, Wladimir, Belzet und Cservient, und Herzog *Andreas* konnte wieder auf den Thron von Halics gesetzt werden. Indessen starb er im Herbst 1234; damit nahm dort die ungarische Herrschaft ein Ende.

Halics fiel nun wieder *Daniel* zu, der jedoch *Béla IV.* als seinen obersten Lehensherrn anerkannte und dies auch dadurch zum Ausdruck brachte, dass er *Bélas* Pferd bei dessen Krönung als sein erster Vasall führte. *Béla IV.* führte Halics gegenüber eine realere Politik als sein Vater; er begnügte sich mit dem Lehensverhältnis, und trat zu den russischen Fürsten sogar in Familienbeziehungen. Seine Tochter *Anna* wurde die Gattin des Fürsten *Tschernigow* von Rostislaw, seine zweite Tochter, *Konstantia*, heiratete Daniels Sohn *Leo*.

Nach dem Tode *Bélas IV.* finden wir fast ein Jahrhundert hindurch keine Beziehungen zwischen Ungarn und Rotrussland. (In diesem Zusammenhang ist noch zu bemerken, dass Rotrusslands südlicher Teil um die Mitte des 14. Jahrhunderts von dem Polenkönig *Kasimir* dem Grossen erobert wurde, wogegen der nördliche Teil unter die Herrschaft der sich nach dem Schwarzen Meere ausbreitenden Litauer gelangte.) Erst 1350 trat eine Wendung ein: der Ungarnkönig *Ludwig* der Grosse aus dem Hause Anjou, der nach der polnischen Krone strebte, schloss mit *Kasimir* über den Besitz Rotrusslands einen Pakt. Im Sinne dieses trat *Ludwig* das Gebiet an *Kasimir* ab; für den Fall aber, wenn *Kasimir* ein Sohn geboren werden wird, erhielten *Ludwig* und seine Nachfolger das Recht, das Land von den Erben *Kasimirs* um hunderttausend Gulden zurückzulösen.

Da *Kiejstut*, Grossfürst von Litauen in Polen einbrach, das Land fast völlig verwüstete und zugleich einen Teil Rotrusslands eroberte, leistete *Ludwig* seinem Oheim *Kasimir* Beistand und führte in den Jahren 1351 und 1352 zwei Feldzüge gegen die Litauer. Im Laufe des zweiten Feldzuges belagerte er die Stadt *Belz* in Rotrussland, wobei er selbst an den Kämpfen tapfer teilnahm, und auch verwundet wurde.

Sein Rückweg führte über Ilyor, d. h. Lemberg und Halics, über jenes Gebiet, das im 13. Jahrhundert so viele Ungarn gesehen hatte.

Nachdem Ludwig der Grosse die polnische Krone errungen hatte, erhielt er — im Sinne des erwähnten Vertrages — Rotrussland. Er ernannte Herzog *Ladislaus* von Oppeln zum Statthalter der Provinz, die nun 1370—1386 wieder zu Ungarn gehörte. *Ladislaus* von Oppeln hatte einen schweren und verantwortungsvollen Posten. Bemerkenswert ist, das er auch Palatin von Ungarn und ein naher Verwandter des Königs war, weshalb ihn die Polen und Russen „naderspan“ (eine entstellte Form von ung. „nádorispán“ — Palatin) nannten. Zu dieser Zeit erschienen in Rotrussland wieder ungarische Truppen, um den Polen gegen die Litauer beizustehen, die plündernd und mordend in das Land eingefallen waren. Ludwig zog mit seinem Heere über die Karpaten, um den Einfall der Litauer zu rächen, und belagerte — wie 25 Jahre vorher — wieder die Burg Belz.

Die ungarische Herrschaft war für Rotrussland förderlich, da sie Ordnung und Ruhe schuf, und dem ständigen gegenseitigen Streit der Fürsten ein Ende machte. Doch bedeutete sie noch mehr: durch sie erst trat das Land in engere Beziehungen zur abendländischen Kultur, und wurde reicher, da namentlich *Ladislaus* von Oppeln Sinn für Städtebau hatte. Dies gab sich darin kund, dass er den Städten wertvolle Vorrechte verlieh, und dadurch den Aufschwung ihres Handels herbeiführte. Indessen dauerte die ungarische Herrschaft nicht lange, da die Polenkönigin *Hedwig*, die Tochter Ludwigs und ihr Gemahl, *Wladislaus* von Jagello, Rotrussland Polen einverleibten.

Alle diese Ereignisse zeugen für die bedeutsame Stellung, die dem Ungartum auf russischem Boden zwei Jahrhunderte hindurch zukam.

DIE BROTBÄCKERIN DES LIEBEN GOTTES

VON FRANZ MÓRA

Ich liebe die Träume der Stadt nicht, die aus den Fugen des Fussbodens, unter dem herabgefallenen Mörtel, zwischen den mottenzerfressenen Vorhängen hervorkriechen und mit ihrem haarigen Raupenleib, mit ihren langen Spinnenfüssen das Herz der schlafenden Menschen bekriechen und mit Schweissgeruch ihre Opfer wecken.

Hier draussen sind die Träume Falter, die aus dem Schosse abendblühender Blumen steigen. Aus den Nachtlichern die weissen, aus den Blumen der brennenden Liebe die roten, aus der Winde die blauen, und aus den Rühr-mich-nicht-an die bunten. Hier draussen sind alle Träume blütenduftend, und auch die Nachtfalter haben Flügel von Gold gesäumt.

Diese Nacht war ich im Traum daheim in der Darú-Gasse. Unser Haus fand ich genau so, wie es vor vierzig Jahren war, selbst die kleine Tür war, wie immer, weit geöffnet. Ich ziehe die Tür hinter mir zu, damit Szana, der Hund nicht herausschlüpft.

Aber warte mal, Szana war ja weggelaufen, und ich ging aus dem Hause, um ihn zurückzurufen. Bis zum Kalvarienberg setzte ich ihm nach, dort schaute er sich um, und erst da merkte ich, dass es garnicht Szana, der Hund war, sondern Vaters Persianermütze, die auf den Namen Etel hörte.

Darüber würde Mutter gewiss lachen, dass die Mütze Etel heisst. Aber ich finde auch Mutter nirgends. Wohin mag sie so früh gegangen sein? Es ist doch erst halb sechs, und die Kirchentür ist noch garnicht geöffnet. Ihre Brille hängt hier auf dem Maulbeerbaum, das eine Glas ist herausgefallen, daran erkenne ich sie. Auf dem anderen Glas klebt ein roter, herzförmiger Tropfen. Das ist wohl Weichselsaft. Ich lecke dran, er schmeckt salzig und bitter . . . ein Blutstropfen. Und wie ich ihn dem Himmel zugewandt ansehe, scheint es mir, als wäre der ganze Himmel mit einem rosa Tischtuch bedeckt. Ich hocke mich auf die Schwelle, um ihn lange zu betrachten, weil ich den rosaroten Himmel so liebe.

Wie ich so dasitze, sagt plötzlich der lederbehoste taube Kapitän Draskóczy:

Setz dich nicht auf meine Füsse, Kleiner.

Doch, ich setze mich drauf, wenn ihr mir nicht sagt, wo Mutter ist.

Ich wills dir ja sagen, mein Junge, sie ist oben im Himmel.

Ich muss aber zu ihr, um mich zu verabschieden.

So geh doch zu ihr.

Aber wie komm ich hin?

Durch den Spalt der Morgendämmerung.

Während er dies sagte, war ich schon oben im Himmel. Erst dachte ich, es wäre Makó, denn an der Hausecke stand auf einer Tafel geschrieben: Paradies-Gasse. Dann aber sah ich, dass die Häuser mit dem Kopf nach unten standen, damit aus den Kaminen der Rauch hinuntersteige. Was die Menschen als Wolken bezeichnen, ist der Rauch des Himmels.

Was sollte ich machen, wohin sollte ich mich wenden? Ein alter Mann kam mir entgegen; er sah aus wie ein Schäfer. Ei, woher war er mir so bekannt? Ich weiss schon, im Märchen hütet er die Engelsschäfchen.

Ach, Herr Gevatter, wisst ihr nicht, wo Frau Martin Móra wohnt?

Die Brotbäckerin?

Eben die. Frau Martin Móra, geborene Anna Juhász.

Wie sollt' ich das nicht wissen, die steht hier in grossen Ehren. Sie ist die Brotbäckerin des Himmels. Auch für den lieben Gott bäckt sie das Brot.

Hier zog der Schäfer seinen Hut.

Wie kann ich zu ihr kommen?

Sieh da, da kommt ja der Briefträger Lämmle. Der wird dich schon führen!

Auch wenn er ihn nicht bei dem Namen genannt hätte, hätte ich Onkel Lämmle an seinem roten Barte erkannt. Nach meiner Berechnung müsste er jetzt schon etwa hundertdreissig Jahre alt sein. Trotzdem ist er noch lange nicht so grau, wie ich. Selbst auf seiner Ledertasche sind nicht mehr Flicker, als in meiner Kinderzeit. Hier trägt er darin die Seufzer und Stossgebete aus, die von der Erde hierher adressiert werden.

Ich frage ihn, ob er den Móras viele Briefe zu bringen habe?

Die ganze Gasse zusammen bekommt nicht soviel, wie sie!

Mutter steht draussen im Tor, im schönen aschgrauen Kleid, ein schwarzes Seidentuch auf dem Kopf; wäre ihre Hand nicht mehlig, so könnte man denken, sie will zur Kirche.

Bringt nur, bringt her — winkte sie Onkel Lämmle. Ist auch von meinem Sohne Feri etwas dabei? Der Ärmste war stets ein schlechter Briefschreiber.

Ich trete vor sie hin, küsse ihre Hand, da sieht sie mich traurig an.

Ewig kommst du nicht, mein lieber Sohn, ewig, wo ich schon so lange auf dich warte.

Mir brach fast das Herz, und ich wollte ihr erklären, warum ich nicht früher hatte kommen können. Da aber entzog sie mir schon böse ihre Hand.

Freilich, du hast wieder die ganze Zeit mit den Barta-Kindern Ball gespielt.

Ich musste darüber lächeln, dass Mutter glaubt, ich spielte auch jetzt noch auf dem Fahrweg. Aber warum soll ich's ihr sagen, dass ich schon ein alter Mann bin? Es ist ja so gleichgültig, womit der Mensch sein Leben verspielt; es ist ja doch immer nur ein Fahrweg.

Auch hellte sich ihr Zorn jetzt schon zu einem Lächeln auf.

Und den Sauerteig, hast du den mitgebracht?

Welchen Sauerteig?

Der in der Speisekammer im Backkorb lag. Weisst du, für die anderen ist auch das Hefebrot gut, aber für den lieben Gott hätte ich doch mal gern mit Sauerteig gebacken.

Ja, sagt mal, wie geht denn hier das Brotbacken, Mutter?

Nun, das ist so: wir haben eine grosse Mehllade, die ist aber so gross, dass die alte Kirche auch zwanzig Mal darin Platz hätte, und darin ist für jeden das Mehl verteilt, das bis zum Mondwechsel reichen soll. Jede Seele bekommt daraus täglich einen kleinen Wecken, einige weisse, andere braune, je nach Verdienst. Siehst du, mein Kind — sie öffnete einen kleinen Goldschrein, aber einen hundertmal schöneren, als das Tabernakel am Hochaltar der alten Kirche — hier ist das Mehl für den lieben Gott. Es ist lauter Feinmehl, mein Seelchen, eine besondere Windmühle mahlt es im Mondlicht.

Und ist der liebe Gott auch zufrieden mit euch, Mütterchen?

Nun, wenn er das nicht wäre, mein Junge, dann hätte er mir dies zahllose Volk gewiss nicht anvertraut. Und weisst du, mein Sohn, das ist alles nur deshalb, weil ich, als von den Liebfrauenzweitschgen unseres Nachbars Hajnal eine Frucht auf unseren Acker fiel, selbst diese zurückwarf. Obwohl ich um sie fast gestorben wäre, da ich gerade mit dir gesegnet ging.

Mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand strich sie sich über den Mund; soweit ich mich zurückerinnern kann, war dies bei ihr die Bewegung des Stolzes.

Und wie lange muss denn Mütterchen die Seelen speisen?

Solange, mein Kind, bis ich in den Taubenschlag des lieben Gottes komme, denn dort speist er die Seelen schon aus eigener Hand. Zehnhunderttausend Millionen Jahre kann es noch dauern, bis der liebe Gott mich dazu würdig findet. Aber was hältst du da in der Hand?

Ich hielt ein Stück Süssholzwurzel in der Hand. Das merkte ich erst jetzt. Beschämt versteckte ich die Hände hinter dem Rücken.

Warum sagst du's nicht, dass du Hunger hast, mein Seelchen? Warte mal, hier ist doch auch deine Portion.

Sie wandte sich zur Mehllade, ich aber schlüpfte durch die Tür, denn mir schien's, als hätt' ich draussen Vaters Stimme gehört.

Und wirklich, da stand er bei unseren grossperligen Spaliertrauben, in der Hand die Rose einer Blechkanne, und sprengte damit herum.

Was tut ihr, Vater?

Du siehst es, mein Sohn, ich spritze!

Gibts denn hier auch Peronospora?

Nicht darum sprengte ich, mein Sohn, sondern damit Tau auf die Erde fällt, das ist hier mein Amt.

Zwischen den Traubenblättern hörte man Geraschel, ein kleiner gelber Hund kläffte heraus.

Sieh mal, sieh, der Szana-Hund, — und ich streckte meine Hand nach ihm aus.

Vater riss mich zurück.

Das ist nicht er, mein Sohn. Es ist der Hund des Todes. Nun macht der Tod seinen Rundgang im Weinberg des Herrn.

Der Feldhüter war ein ergrauter, hagerer Mann in einem abgetragenen Soldatenmantel, über der Schulter eine Wächterflinte, an deren Spitze eine grade gehämmerte Sense stack. Als er mich sah, packte er den Riemen der Flinte fester.

Grüss schön dem Gevatter-Tod, wollte mich Vater nach vorne schieben, aber ich verkroch mich hinter seinem Rücken.

Und dieses Bürschchen, wie schlich sich das hier ein? Ich sah ihn nicht auf dem Sonnenwege herunterkommen.

Durch den Spalt der Morgendämmerung kam er, — erklärte ihm Vater, dann gingen sie ins Winzerhäuschen.

Vor mir aber stand ein kleiner, kahler alter Mann, der eine goldne Krone auf dem Kopf trug . . . gleich erkannte ich ihn . . . Es war der König Prometás.

Komm knopfspielen, — sagte er.

Ich freute mich riesig, dass ich die alte Kinderhose anhatte, denn ich wusste, dass die Knöpfe daran baumelten. Einen riss ich samt dem Zwirn ab und freute mich schon mit diesem Eisenknopf einen Goldknopf zu gewinnen. Denn König Prometás hatte lauter Goldknöpfe an seinem Leichenhemd.

Aber wogegen soll ich ihn denn schlagen? Ich sehe nirgends eine Wand.

Schlage ihn gegen mein Bein — schürzte der kleine Alte sein Leichenhemd hoch und lachte herzlich dazu.

Er konnte gut lachen, weil er wusste, dass von seinem Bein kein Knopf zurückprallt, sondern hindurch geht und ins Nichts fällt. So kam es auch, ich verlor einen Knopf nach dem anderen.

Nun gut, — trumpfte ich — nun aber haue du deinen Goldknopf gegen mein Bein, König Prometás, da wird er aber nicht hindurchgehen.

Ich will nicht mehr spielen, denn mir friert schon die Hand.

Sieh mal, wie meine Hand warm ist. Warum frieren denn deine Hände?

Weil den Königen selbst im Himmel die Hände frieren, wenn sie daran denken, wieviele ihretwegen schon auf Erden zur Hölle fuhren.

Wenn aber deine Hände nicht frören, würdest du dann spielen?

Dann würde ich spielen.

So zünde ein Feuer an und wärme deine Hände.

Schon gut, aber womit soll ich Feuer machen? Du siehst doch, hier gibts nur grünes Holz, bloss das ist trocken, auf dem du sitzt.

Ich sass auf einem schwarzen Holzkreuz; auf diesem war mit weissen Buchstaben gemalt: Hier ruht Frau Martin Móra, geborene Anna Juhász, 83 Jahre alt.

Was gibst du dafür?

Einen Goldknopf.

Für den geb' ich's nicht her. Gib' mir deine Krone, dafür geb' ich's.

Erst gib' du mir das Grabkreuz deiner Mutter.

Ich gab's ihm, er setzte sich drauf wie auf ein Pferd und schleuderte mir seine Krone nach.

Du Einfaltspinsel, weisst du denn nicht, dass sie aus Melonenschale ist? Im Himmel wandelt sich alles irdische Gold in Melonenschale.

Die Melonenschale schlug nicht stark, dennoch schrie ich bitterlich, denn ich merkte, dass ich im blossen Hemde an einer Grube stand. Die Hose hatte ich verloren, als ich die Knöpfe abriss und nun fror auch ich schon so, als wär ich in meiner Erdenzeit König gewesen.

Weine nicht, mein Kleiner, — kam jetzt Mutter zu mir heraus und hüllte mich in ihre Schürze. Komm, iss lieber deinen Wecken.

Ich biss in meinen Wecken, aber der Bissen quoll mir im Munde. Er schmeckte bitter und sauer.

Mutter, aus was für einem Mehl habt ihr das gebacken?

Aus deiner Portion, mein lieber Sohn, hier ist dein Säckchen in der Mehllade, da fehlt nur das Mehl für diesen Wecken.

Das ist doch Kleie, Mutter, kein Mehl.

Jedem, wie es ihm die Mühle seines Lebens mahlte, mein kleiner Junge. Siehst du' hab ich's nicht immer gesagt, du sollst folgsamer sein?

Ihr fielen die Tränen und mir auch.

Mutter, dabei werd ich Hungers sterben.

Sie ging ins Haus, brachte einen anderen Wecken, ich brach von der Rinde.

Das ist ungesäuert. Solches habt ihr früher doch nicht gebacken, Mütterchen?

Aus meinem Mehl gibt es nur solches, mein Sohn. Ich muss dies essen, solange ich hier bin.

Warum aber ist das so, Mütterchen? Eure Sünden waren doch nicht mal so gross, wie herabgefallene Brotsamen.

Doch, mein Sohn. Denn ich habe euch mehr geliebt, als es hätte sein sollen. Der Richter sagt, auch dies sei eine grosse Sünde, und gegen das Urteil kann man nicht rechten.

Ich kann's nicht, Mutter, ich kann's nicht schlucken.

Sie ging, kam und brachte den dritten Wecken.

Dies ist von Vaters Portion, mein Kind. Wenige bekommen solches im Himmel.

Das ist schmackhaft — biss ich in den knusperigen Wecken. Es schmeckt wie in meiner Kinderzeit. Nur hatte ich schon in meiner Kindheit einen schwachen Magen, auch damals vertrug ich kein Braunbrot. Ich muss weg von hier, Mütterchen.

Wohin willst du gehen, mein Junge — presste sie mich erschrocken an ihr Herz.

Zurück, hinunter zur Erde, durch den Spalt der Morgendämmerung.

Oh weh, — verschloss sie mir den Mund mit der Hand — du weisst ja nicht, was du sprichst. Nur aus dem Taubenschlag des lieben Gottes können die Seelen wieder zur Erde fliegen, wer aber einen Menschenleib hat, den

fangen die drei Lappanten im Himmelsgraben, sperren ihn in den Blutglitzernden-Stern, wo er auf einer Hechel bis ans Ende der Welt stehen muss.

Wer sind die drei Lappanten, Mutter?

Das kann man nicht sagen.

Und die Hechel?

Ein Brett mit eisernen Nägeln beschlagen, womit man den Flachs hechelt.

Was soll aber hier aus mir werden? — und das Schluchzen schüttelte meinen ganzen Körper. Seht, Mutter, wie meine Finger schon dünn sind.

Sie seufzte tief, dann setzte sie mich von ihrem Schoss, ging ins Haus, brachte einen schneeweissen kleinen Wecken heraus, schlug ein Kreuz darüber, brach ihn in Stückchen, und schob mir diese in den Mund.

Das ist was für mein Söhnchen, nicht wahr?

Das Gebäck war leicht wie Schaum, und es schmeckte wie frischer Osterkuchen. Auch den letzten Krümmel hab ich davon aufgelesen; dann sagte Mutter zu mir:

Ich gab dir von dem Brote der Ewigkeit, mein Sohn, von nun an aber wirst du mich nicht mehr sehen bis ans Ende der Welt; mein Platz ist nun im Blutglitzernden-Stern . . .

Die Türklinke knarrt, ich sehe hin: zwei Engel knien in der Tür, der liebe Gott im sanktjosefsgelben Königsmantel tritt herein, haargenau wie auf dem Altar.

Frau, den Schlüssel, sagt er sanft.

Mutter fällt vor ihm auf die Knie, reicht ihm einen kleinen Karfunkel-Schlüssel und neigt den Kopf wie ein Lamm.

Der liebe Gott sperrt den Goldschrein auf, öffnet die beiden Türen und sagt zu den zwei Engelgardisten:

Schliesst diese Frau in den Schrein, aus dem sie mir mein Brot stahl.

Mich sieht und hört der liebe Gott gar nicht, als ob ich nicht da wäre; er wendet sich um und will aus der Türe gehen, da werfe ich mich vor ihm nieder.

Herr — mein Schöpfer, lass mich auf die spitze Hechel stellen, denn ich habe dein Brot gegessen.

Erwarte dein Los, mein Sohn, — schaute der liebe Gott mich ernst an.

Aber meine Mutter . . . die liebe . . . die Brotbäckerin . . . zeigte ich stammelnd auf den Schrein, dessen Türen sich laut knarrend hinter Mutter schlossen.

O, du Närrchen! lächelte der liebe Gott, und hob seinen Zeigefinger gegen den Schrein.

Die Tür sprang auf, und eine weisse Taube flog heraus, nur am Kopf waren die Federn schwarzseiden. Sie flog auf den ausgestreckten Finger des lieben Gottes, küsste diesen dreimal, dann umflatterte sie meinen Kopf.

In der Tat erwachte ich, als eine schwarzköpfige weisse Taube an meinem Fenster flatterte.

HERBST

GYULA ILLYÉS

Siehst du den Berg, wie er dampft, unser alter Mecsek! In dichten
Wogen schlägt an den Fuss ihm des herbstlichen Nebels
Strom! Wild schüttelt ein höhnender Wind der Bäume
wehklagende Äste, wirft unser letztes Obst auch zur Erde

und kränzt mit antiken Sorgen unsre jugendlichen Häupter!
Langsam nun senkt sich herab auf uns, oh Anna, der Winter . . . und das
jahrhunderte alte Leid, als kühle Botschaft aus der Kapos verstummendem
[Tale —
Horch! Nur der Kiebitz piepset noch, da er die Jungen sammelt zum Flug.

Noch eine Woche. — Leer wird dann die Landschaft, von neuem fängt an zu
[strömen
der schmutzfarbne Regen und überspült den in Purpur prangenden
Kirchentepich der Erde. — Laut stapfen mit Klatschen der schweren
Rinder Hufe im eisengrauen, schlammigen Kot

und von der Dachtraufe sprudelt schluchzend hernieder das rinnende Wasser...
Beweinen wir nichts! Von seinem eignen Geifer und Gifte
zerfällt und zersetzt sich das unholde Wetter, befruchtendes Schweigen wird
[schneien bald nieder
zu decken die schlummernden, träumenden Saaten . . . Mach Feuer

und schlingend die bräunlichen Arme um meinen Nacken, sing mir
von der verstummtten Vöglein Liederwettgesang, von springenden kraus-
Lämmern, von einer ein und ewigen Landschaft, daher [haar'gen
die satten Ähren gleich Kindern bringt im Arme der braune Schnitter.

Übersetzt von Nikolaus Balogh

ARME LEUTE

LADISLAUS MÉCS

*Versiegt ist schon der Güte Fluss; sie sind am Ufer Wassermühlen,
den wohlgezognen Sängern wird all ihre Schönheit nicht viel rühren;
Beamte, sei'n sie noch so klein, aus Herzensgrunde sie verachten;
der Gauner, Geld- und Sachagent aus ihnen leichte Beute machten.*

*Schwerfällig, unbeholfen stets, sie können sich zurecht nicht finden:
Am höchsten zahlen sie den Preis, den schrecklichen, für Adams Sünden! --
Gar schwerfällig ein jeder ist, in schweren Schuhen, die zerrissen;
woher er Winterheizung nimmt, kann niemand, Gott allein nur wissen!
Wer weiss, wo seine Wohnung ist? Vielleicht jenseits der grossen Meere?
Die Freude findet nie das Heim, wollt' sie ihm geben doch die Ehre,
und niemand, niemand sucht ihn auf, wenn's nicht ein Agitator wäre,
und Seelsorger mit Christi Leib, wenn er bereit zur Jenseitsreise
(Doch vielen Priestern lieber ist der parfümierten Heime Weise.)*

*Ach niemand, niemand sucht sie auf. Doch Gott behüt, dass sie vermieden
würden in dem geringen Heim beim Cholera-Triumph hienieden;
Tuberkeln, Typhus tun es auch, sowie der Storch, der Kinderbringer!
Im dumpfen Keller Million ist ihre Zahl, wird nie geringer;
in Elendhöhlen wachsen sie, die einen wirr neben den andern,
bis sie das Licht, der Hunger treibt, aus ihrem Winkel aufzuwandern;
aus dunklen Stätten strömen sie auf alle Wege, gleich Ameisen
und überfluten unsre Welt, von Peking an, — sie reisen, reisen!
Fabriken, Bergwerk, Acker ist immer und immer voll von ihnen,
von dem einfachsten Hackengriff bis zu gigantischen Maschinen;
diese bedient der arme Wicht, wenn sie da surrend, brausend spricht,
der Erdarbeiten Rhythmus saust, bringt Segen, jedoch ihnen nicht;
das Heu wird Milch, doch ihnen nicht; aus Korn wird Brot, doch ihnen nicht;
die Presse die Banknoten druckt, das Bergwerk Mengen Goldes bricht,
das Meer gibt milder Perlen Traum, — doch ihnen nicht, doch ihnen nicht.*

*Wie wär es, wenn sie den Robot einen Mond würden liegen lassen
auf dem Erdballe überall, schwerfällige Ameisenmassen?
— Und doch sind immer hungrig sie, immer zerlumpt und immer arm;
die Schlaunen doch, organisiert, halten sich prassend frisch und warm;
ob in Paris, in Peking weiss, — ob er im roten Moskau sitzt,
der Arme streift in Armut hin, bis zu dem Magen ausgenützt!*

*Es nützt sie aus als Beutestoff der Gauner, Geld- und Sachagent;
des Elends Hungermähre sie schielenden Auges niederrennt.*

Schwerfällig, unbeholfen, feig, immer befangen, schwach und blind:
Doch seht sie in der Masse an, wenn sie in Gotte trunken sind;
der Himmel bebt, der Heilsidee Festglocken läuten in dem Wind;
sie ziehn in der Prozession, als wiegten sie sich wie im Flug,
den unsichtbaren Gottesthron trägt singend ihr bewegter Zug;
sie ziehen, wie ein Stück des Sturms, das klingend, frei in Farben gleisst,
belagern fromm das Himmelszelt, von dem ihr Flehen Stücke beisst;
des wunderbergend seidnen Blau gewaltge Wölbung wird zerrissen,
es strömt daraus der Gnadenstrom, aus dem des Glückes Wasser fliesen!

Gesondert jedoch wohnen sie in der Geduld bescheidenen Hütten:
doch seht sie an, wenn plötzlich dann aus ihrer Einfalthäuser mitten
der Aufruhr lodert hoch empor und sie vereint, als wie im Meere,
gegen welchen Kasernenmacht, Geschütz und Fort unwirksam wäre.
Das Meer marschirt und braust, es klingt aufs neu der Ruf: Rebellion!
im Herzen hunderttausendfach, das Million auf Million,
und tausend Beine schreiten aus, dann Million auf Million!
Millionen Kehlen harscher Schrei auf einmal sich gewaltig hebt,
der Häuser und der Werke Front, das Parlament auch zittert, bebt;
das Meer, es braust und es marschirt zu neuen Wünschen, Zielen alles,
schwemmt neues Rinnsal, leitend die Geschichte unsres Erdenballes.

Gesondert sind sie fahl und grau, ein nichtssagender Erdkloss ganz,
in goldne Rahmen nicht gefasst, wie Diamant und Perlenglanz.
Und doch, aus diesem Erdkloss wächst der Brotturm, hoch die Triste steht,
und Gott hat selbst in diesen Kloss des Feuers, Eisens Korn gesät:
aus diesen wuchsen Brücken auf, Galeere und Akademie...
den König aller Könige auf dieser Welt gebaren sie,
gebaren Jesus Christus!

Übersetzt von Árpád Guilleaume

Der ungarische Soldat. Aus dem Nachlass des ehemaligen Reichswehrchefs, Generaloberst Hans von Seeckt veröffentlichte Dr. Franz Thierfelder in der in Graz erscheinenden *Tagespost* (3. Juli 1942) einen umfangreichen Aufsatz unter dem oben angegebenen Titel. Der Aufsatz entstand zwar 1936, ist aber heute besonders aktuell. „Vom ungarischen Soldaten sprechen — so beginnt Verf. — heisst die Geschichte Ungarns erzählen. Immer drückte ihm das Schicksal den Säbel in die Faust. Von der Zeit an, als die Reiterscharen sich in den weiten Fluren sesshaft machten, immer mussten sie den gewonnenen Boden und das eigene Volkstum verteidigen, immer waren Feinde ringsum bis auf den heutigen Tag. Doch die Geschichte Ungarns zu schreiben, ist hier nicht der Ort. Dieses historisch gewordene Kriegertum ist aber eine im Volkscharakter fest begründete Eigenschaft geworden. Wie es die Vergangenheit formte, ist es heute lebendige Gegenwart, und in ihm liegen Keime und Sicherungen der Zukunft“. Sodann gibt Verf. ein eindrucksvolles und lebendiges Bild des ungarischen Soldaten, wie er diesen im Laufe des ersten Weltkrieges in seiner Eigenart und seinem Wert kennengelernt hat. Vor allem würdigt er die starke Heimatsliebe, das ausgeprägte Nationalgefühl, die sprichwörtliche Tapferkeit, die Härte im Ertragen körperlicher Anstrengungen und die Verbundenheit mit dem Boden und der Natur als Wesenszüge des ungarischen Soldaten. „Diese wenigen Zeilen widme ich dem Andenken meiner ungarischen Kameraden aus dem

Weltkrieg“ — schliesst Generaloberst von Seeckt seine Ausführungen; „ich widme sie zugleich der jungen nationalen ungarischen Armee, auf der die Zukunft ihres Landes beruht“.

Fortbildungskurs für ungarische Deutschlehrer in Debrecen. Im Septemberheft unserer Zeitschrift haben wir bereits über die Eröffnungsfeier des Fortbildungskurses für ungarische Deutschlehrer in Debrecen berichtet. Der Kurs stellte, wie es in den Ansprachen der Eröffnungsfeier wiederholt zum Ausdruck kam, eine vorbildliche Zusammenarbeit ungarischer und deutscher amtlicher Stellen sowie vorzüglicher Fachmänner beider Nationen dar. Das ungarische Ministerium für Kultus und Unterricht einerseits, die Deutsche Akademie in München und das Deutsche Wissenschaftliche Institut in Budapest andererseits, taten ihr Möglichstes um dem Kurs einen glücklichen Verlauf zu sichern. Das Ministerium verlieh 80 ungarischen Deutschlehrern der Provinz Stipendien, wobei man insbesondere das südöstliche Landesgebiet berücksichtigte. Zu den Teilnehmern dürfen wir auch die Deutschlehrer aus der Stadt Debrecen selbst rechnen; einzelne Vorlesungen wurden sogar von Hörern aus allen Kreisen der Stadt und der Ferienkurse besucht. Die Verwaltung und materielle Organisation übernahm die Leitung der in ganz Europa bekannten Ferienkurse von Debrecen. Dank der vorsorglichen Betreuung erhielten die Teilnehmer gute Unterkunft und schmackhafte, wenn auch den Verhältnissen entsprechend einfache Verköstigung. So konnten sie sich sorgenfrei den Vorträgen,

der so reich dargebotenen geistigen Nahrung widmen. Die Leitung der Ferienkurse sorgte ausserdem auch für ein reiches Unterhaltungsprogramm: kleinere Ausflüge an Sonn- und Feiertagen, Konzerte, Besichtigungen und Veranstaltungen geselligen Charakters. Die Vortragsreihe selbst sollte der wissenschaftlichen und methodischen Fortbildung der Deutschlehrer dienen, wie dies Prof. *Pukánszky* in seinem einleitenden Vortrag ausführte. Diesem Ziele entsprechend gab es zwei Gruppen von Vorträgen: die eine vermittelte die neuesten Ergebnisse der Deutschforschung in Deutschland und Ungarn, die andere gab den Teilnehmern die Möglichkeit sich in Fragen ihrer praktischen Lehrtätigkeit zu orientieren, die neuesten Lehrverfahren kennenzulernen und zu wichtigen Problemen des Deutschunterrichts in der Form von lebhaften Diskussionen selbst Stellung zu nehmen. Die Deutsche Akademie München besandte den Kurs mit zwei hervorragenden Deutschforschern: Professor Dr. *Erich Gierach* aus München, der bekannte Forscher altdeutscher Sprache und Literatur sprach über die Meisterwerke mittelhochdeutscher Dichtung, *Nibelungenlied*, *Tristan* und *Parzival*. Auf sorgfältiger, philologischer Grundlage entfaltete sich in seinen Vorträgen das Bild einer hohen, tief im deutschen Wesen verwurzelten Kunst, die noch immer nicht in ihrer Weltbedeutung gewürdigt wird. Dieses Bild wurde auf die glücklichste Weise durch die Vorlesungen von Professor Dr. *Franz Koch* aus Berlin ergänzt. Der führende deutsche Literaturhistoriker der Reichshauptstadt gab zuerst einen Überblick über die deutsche Dichtung der Gegenwart, in dem er in erster Linie die Wendung vom Individualismus zum Ethos der Gemeinschaft darzustellen versuchte. Eine Stunde widmete er sodann den lebensspendenden inneren Spannungen

und Kräften der deutschen Dichtung. In seinem letzten Vortrag behandelte er schliesslich das Problem des Glaubens im deutschen Geisteslebens. Die Dichtung ist stets Träger der religiösen Sehnsüchte eines Volkes, — betonte er; der Deutsche aber konnte nie ohne Glauben leben, wie auch eine wirklich grosse Dichtung immer nur aus tiefem Glauben entstehen kann. Auch ungarische Germanisten gaben ihr Bestes, jeder aus seinem besonderen Forschungsgebiet. Professor Dr. *Theodor Thienemann* (Budapest) berichtete in seiner geistvollen Art über die neuen Wege der deutschen Literaturwissenschaft. Er stellte sie mitten in unsere bewegte Zeit hinein und liess sie den verschiedenartigsten Angriffen gegenüber ihre Existenzberechtigung behaupten. Professor Dr. *Elmar Schwarz* (Budapest) entwarf ein fein durchdachtes Bild der Geschichte der ungarländisch-deutschen Mundartforschung, der er neue Wege wies. Prof. Dr. *Johann Koszó* aus Kolozsvár (Klausenburg) untersuchte jene Werte der Goethezeit, die für die ungarischen höheren Schulen wirksam gemacht werden können und die in gleicher Weise nirgends in der Weltliteratur zu finden sind. Diese Werte sind vor allem eine hohe, vom Geiste des Christentums durchdrungene Kultur und die Anerkennung natürlicher Bindungen. Professor Dr. *Béla Pukánszky* (Debrecen) sprach über Wandlungen und Abwandlungen in der seelischen Haltung des deutschen Bürgertums in Ungarn. In einer längeren Vortragsreihe über deutsche Stilistik und Stilgeschichte legte er sein geistvolles System von Stilbegriffen dar, das eine neue, fruchtbare Art der Betrachtung von Dichtung erkennen liess.

Nicht weniger gehaltvoll und aufschlussreich war die praktische Gruppe von Vorlesungen. Von den bereits genannten Vortragenden beteiligten sich an diesen die Professoren *Koszó* und

Schwarz. Koszò, der sich zwei Jahrzehnte hindurch um die methodische Ausgestaltung und Weiterbildung des Deutschunterrichtes in Ungarn verdient gemacht hat, gab aus seinen reichen Erfahrungen praktische Winke für den Unterricht nach den zeitgemässen Methoden. E. Schwarz äusserte sich auch zu einem Problem, das ihn seit Jahren beschäftigt: zum Problem der deutschen Rechtslesung in den ungarischen Schulen. Die Deutsche Akademie in München liess sich in diesem Teil durch mehrere Lektoren vertreten. Dr. Ernst *Häckel*, Mittelstellenleiter der Deutschen Akademie in Budapest, beteiligte sich auch an der Arbeit der Organisation und hielt sich während des ganzen Kurses in Debrecen auf. In einer langen Reihe von Vorträgen behandelte er die Schwierigkeiten des Deutschunterrichtes in Ungarn, die niemand besser kennt als gerade er auf Grund seiner 17-jährigen Tätigkeit. Universitätslektor Dr. Rudolf *Hartmann* (Budapest) zeigte an praktischen Beispielen, wie man das Lied im Sprachunterricht mit hohem Nutzen verwerten kann. Universitätslektor Dr. Gerhard *Röhl* (Pécs-Fünfkirchen), gab an Hand der neuen deutschen Richtlinien zu Erziehung und Unterricht 1938 ein zusammenfassendes Bild über die Lage des Deutschunterrichtes im Reiche selbst, und gewährte auch Einblick in die Arbeit der Neusprachler in Deutschland. Universitätslektor Dr. Wolfgang *Heybey* (Debrecen) setzte sich mit einigen neuen Ansichten über die deutsche Syntax auseinander, die eine völlig neue, arteigene Betrachtung der Sprache überhaupt vorausahnen lassen. Aus ungarischen Fachkreisen entfaltete Oberstudienrat Dr. Béla *Jausz*, Direktor des Seminargymnasiums Debrecen, seine fruchtbaren Ideen und Erfahrungen bei der Bearbeitung der deutschen Lektüre in

höheren Klassen. Der vorzügliche Deutschlehrer des Seminargymnasiums, Studienrat Dr. Árpád *Kiss* sprach über das Lehrverfahren in den unteren Klassen. Universitätsassistent Dr. Ludwig *Némedi* (Debrecen) gab einen Abriss der Geschichte des Deutschunterrichtes in Ungarn und zeigte vor allem die Anfänge deutscher Sprachpflege auf.

Den praktischen Vorträgen folgte meist eine Diskussion, an der sich die Teilnehmer lebhaft beteiligten. Aber auch ausserhalb des Vortragssaales suchten sie die Vortragenden und vor allem den Leiter des Kurses mit ihren Fragen und Problemen allgemeiner und persönlicher Art auf. Aus diesen Gesprächen ergab sich, was die Deutschlehrer von den Vorträgen wirklich mit nach Hause nahmen; das Ergebnis war in hohem Masse befriedigend. Anregungen aller Art bereicherten die Teilnehmer, das Bedürfnis einer ständigen Selbsterziehung und Fortbildung wurde überall geweckt, und damit des Wichtigste erreicht.

Die Schlussfeier fand am 18. August statt. Nach den Abschiedsworten von Prof. Dr. *Hankiss*, Direktor der Ferienkurse und von Prof. Dr. *Pukánszky* ergriff Dr. Ernst *Häckel* das Wort; Legationssekretär Dr. *Frahne* verteilte sodann die wertvollen Büchergeschenke der Deutschen Akademie München an die Teilnehmer, die auch ein schönes Zeugnis erhielten. Wir können unseren kurzen Bericht nicht schliessen, ohne den Empfangsabend und den wohlgelungenen Kameradschaftsabend der Deutschen Akademie zu erwähnen. Teilnehmer und Mitwirkende konnten am 18. August Debrecen mit dem Gefühl verlassen, eine gute Arbeit geleistet und zu dem grossen Werk der deutsch-ungarischen geistigen Zusammenarbeit wirklich Positives und Lebensnahes beigesteuert zu haben.

Tausendjährige Schicksalsverbundenheit. Diesen Titel trägt ein gehaltvolles, mit schönen Bildern ausgestattetes Heft, eine Gabe des „Bundes Ungarischer Hochschüler in Berlin“ an die deutsche Öffentlichkeit, das in Aufsätzen aus verschiedenen Stoffgebieten Begegnungen von Deutschtum und Ungartum in der Geschichte behandelt. Es enthält zunächst die Studie „Die historische Sendung des ungarischen Volkes“ von Bálint Hóman, ferner die Aufsätze „Die deutsch-ungarischen geschichtlichen Beziehungen“, „Das Bollwerk Europas“ und den bereits im Augustheft unserer Zeitschrift erschienenen Beitrag von Stefan Barta „Ungarn und die deutschen Universitäten“. Eine Reihe von sinnvollen Aussprüchen führender deutscher und ungarischer Staatsmänner in Vergangenheit und Gegenwart über die Schicksalsverbundenheit der beiden Völker ergänzt den Inhalt der Aufsätze und steigert ihre Überzeugungskraft.

Ungarisches Volk im Krieg. Unter diesem Titel schildert Artur Michaelis in der *M. Z. am Abend* (Metz, 15. Juli 1942) seine Reiseeindrücke in Kecskemét. Erst ein Besuch auf dem Lande zeige, — meint Verf. — dass Ungarn heute im Interesse des europäischen Kampfes den gleichen Einschränkungen unterliegt, wie andere Länder. „Der Besuch in dieser ungarischen Provinzstadt, — lesen wir am Schluss des Artikels — die hier nur als ein Beispiel für das wirkliche Leben in Ungarn dienen soll, zeigt uns, dass Ungarn ernst und schwer für den Sieg arbeitet, dass das ungarische Volk alles Entbehrliche heute an die abgibt, die noch weniger haben. Nicht Budapest ist in diesem Falle das Spiegelbild des ungarischen Lebens im Kriege, — dazu ist das fremdvölkische Element in dieser Hauptstadt noch

immer viel zu zahlreich — sondern das flache Land mit seiner bodenständigen Bevölkerung, mit den hart arbeitenden, genügsamen Bauern, deren Söhne heute am Don stehen im Kampf gegen den europäischen Feind.“ Über das Leben in Kecskemét berichtet auch ein umfangreicher Aufsatz *In der Puszta* der *Frankfurter Zeitung* (18. Juli 1942), der „Romantik und Wirklichkeit in der ungarischen Tiefebene“ wirksam gegenüberstellt.

Ungarn-Nummer von „Volk und Reich“. Das reichhaltige Doppelheft 7—8 der bekannten „politischen Monatshefte“ ist grösstenteils Ungarn und seinen Problemen gewidmet. Es enthält Beiträge von hervorragenden Vertretern der deutschen und ungarischen Politik, Wehrmacht und Wissenschaft. „Ich weiss — schreibt Ministerpräsident und Aussenminister Nikolaus von Kállay in seinem Geleitwort —, dass wer uns Ungarn kennt, dieses Heft mit Freude in die Hand nehmen wird. An diejenigen aber, die sich über uns eine Meinung bilden wollen, haben wir die Bitte, dass sie uns zuvor kennenlernen mögen, wozu auch dieses vorliegende Heft behilflich ist“. Auch wir sind davon überzeugt, dass das Heft zur Vertiefung des Verständnisses zwischen Deutschtum und Ungartum aufs wirksamste beitragen wird. Dem Geleitwort des kön. ung. Ministerpräsidenten und Aussenministers folgt der Aufsatz von Rudolf Fischer — Berlin über „Deutschland und Ungarn“, der mit Recht darauf hinweist, „dass die Geschichte der Beziehungen zwischen dem deutschen und dem ungarischen Volk in der Welt kaum ihresgleichen hat“; im weiteren Inhalt des Heftes finden wir die Beiträge von Zoltán von Zsedényi über „Ungarns Wehrkraft“, von Béla Pukánszky über „Ungarisches Geistesleben“, von László Szabó „Von der ungarischen Jugend“, von Stephan Barta über „Die Juden-

frage in Ungarn“, von Theo *Surányi-Unger* über „Ungarns Wirtschaftsmöglichkeiten im neuen Europa“, von *Nikolaus Szabó* über „Zeitgemässe Agrarfragen in Ungarn“, von *Andreas Rónai* über „Die zurückgegliederten Gebiete“ und von *Elemér Ujpétery* über „Ungarn und die Donau“. Den umfangreicheren Aufsätzen folgen kürzere Berichte von *Franz Riedl* über „Volksdeutscher Aufbau in Ungarn“, von dem Leiter des *Deutschen Wissenschaftlichen Institutes* in Budapest, *Hans Freyer* über „Deutsch-ungarischen Wissenschaftsaustausch“, von *Thomas von Bonyhád* über „Heimstätten ungarischer Kultur in Deutschland“, von *Alexander Varga von Kibéd* über „Die Leistung der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft für die deutsch-ungarische Zusammenarbeit“, von *Eugen Végh* über „Deutsch-ungarische industrielle Zusammenarbeit“ und von *Béla Jurcsek* über „Möglichkeiten einer ungarisch-deutschen landwirtschaftlichen Zusammenarbeit“. Die Textbeiträge werden — wie in „Volk und Reich“ stets — mit hervorragendem Bildermaterial über ungarische Städte, Landschaften und Ereignisse der deutsch-ungarischen Zusammenarbeit ergänzt.

Die Leipziger Vierteljahrschrift über die Zeitschrift „Ungarn“. Das neueste Heft (1—3, Band 6., Jg. 1942) der bekannten Zeitschrift des *Südosteuropa-Institutes* bringt von dem verdienstvollen Herausgeber Prof. Dr. *Georg Stadtmüller* einen zusammenfassenden Bericht über „Neue Zeitschriften über Südosteuropa“, der auch die einschlägigen Veröffentlichungen in Ungarn ausführlich behandelt. In sachlich-aner kennenden Worten gedenkt hier Prof. Stadtmüller auch unserer Zeitschrift: „Im Dienste der deutsch-ungarischen Zusammenarbeit steht die von der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest herausgegebene

Monatschrift *Ungarn*, geleitet von *Béla Pukánszky*. In leicht geschriebenen, aber wissenschaftlich wohl begründeten Artikeln sucht sie das Volkstum, die Kultur und die Literatur des Ungartums einem breiten deutschen Leserkreis nahezubringen. Die hübsche Ausstattung mit Bildern, dazu die schönen Übertragungen aus ungarischer Dichtung werden dieser Zeitschrift sicherlich in Deutschland viele Freunde gewinnen“.

Widerhall eines Aufsatzes aus „Ungarn“ in Siebenbürgen. Die führende Tageszeitung des Ungartums in Siebenbürgen, das in *Kolozsvár* (Klausenburg) erscheinende Blatt *Ellenzék* bringt in seiner Nummer vom 5. September den im Augustheft unserer Zeitschrift erschienenen Aufsatz des Herausgebers „Deutsch-ungarische Spannungen und Begegnungen“ fast vollinhaltlich in ungarischer Übersetzung zum Abdruck mit dem einleitenden Zusatz, dass die Zeitschrift *Ungarn* die geschichtlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungartum stets auf Grund neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse und mit richtigem Sinn für die Forderungen des Tages behandle.

Die „Pariser Zeitung“ über Emerich Madách. Anknüpfend an die Nachricht, dass der Direktor des Ungarischen Nationaltheaters dort über die Verfilmung der „Tragödie des Menschen“ verhandelte, veröffentlichte die in der französischen Hauptstadt erscheinende *Pariser Zeitung* (12. August) einen umfangreichen, mit dem Holzschnitt von *Georg Buday* geschmückten Aufsatz über die dramatische Dichtung *Madáchs*, der eine Reihe von feinsinnigen und verständnisvollen Bemerkungen „zum ungarischen Faust“ enthält. Nach einem kurzen Lebensabriss des Dichters würdigt Verf. eingehend sein Werk. Wir heben aus diesem Abschnitt

des Aufsatzes folgende Sätze hervor: „Die Tragödie des Menschen wird oft als der ungarische Faust bezeichnet. Es wäre irrig, daraus zu schliessen, dass es sich bei Madách nur um eine Nachahmung des Goetheschen Gedichtes handelt. Der Einfluss Goethes ist unverkennbar: überall findet man gedankliche und szenische Parallelen. Aber die Problemstellung Madáchs lehnt sich nicht an Goethe an. Adam — der Held der Tragödie — tritt in vielfach wechselnder Form auf. Er ist das Symbol des geschichtlichen Menschen, das wechselnde Gesicht der Geschichte. Seine Tragik erwächst nie aus dem persönlichen Erlebnis, sie ist das Ergebnis eines ewigen Konfliktes zwischen dem Einzelnen und der Masse. Der Kampf ist aussichtslos für den Menschen — er fällt, aber die Geschichte geht weiter, die Menschheit ist unsterblich... Der Mensch ist schwach, er kann nichts ohne die führende Hand der göttlichen Vorsehung vollbringen. Gott verkündet Hilfe in den Schlussworten der Tragödie: „Ich sage dir: Mensch, kämpfe und vertraue!“ Die tragische Synthese des geschichtlichen Geschehens gibt dem menschlichen Sein einen Sinn.“

Anthologie der altungarischen Prosa. In stattlichem Umfang, mit gründlicher Einleitung und Anmerkungen gab der tüchtige ungarische Literaturhistoriker Desider *Kerecsényi* das erste zusammenfassende Lesebuch der altungarischen Prosa heraus (Verlag der *Magyar Szemle*-Gesellschaft). Nur allzu einseitig galt bisher die Lyrik als herrschende Ausdrucksform ungarischer Wortkunst; diese Auffassung wurde auch durch den Literaturunterricht in der Schule wirksam gefördert, während man der Prosa nur geringe Beachtung schenkte. Wir begrüßen daher den Plan der *Magyar Szemle*-Gesellschaft zur Herausgabe einer dreibändigen Sammlung ungarischer

Kunstprousa durch die bekannten Literaturhistoriker Gyula *Bisztray* und Desider *Kerecsényi* mit besonderer Freude. Der unlängst erschienene erste Band führt den Leser von den Anfängen des 12. Jahrhunderts, der sog. „Leichenrede“ bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und enthält mit den Ausführungen des Herausgebers ergänzt eine aufschlussreiche und überzeugende Darstellung ungarischer Stilgeschichte in den ersten sechs Jahrhunderten. Den Denkmälern der mittelalterlichen Handschriftenliteratur und des arteigenen Schrifttums der Reformationszeit folgen Proben aus den Schriften bewusster ungarischer Stilkünstler — Peter *Pázmány*, Nikolaus *Zrinyi*, Johann *Apáczai Csere*, Klemens *Mikes* und Alexander *Bárczy* — die immer wieder neue Wesenszüge der ungebundenen Rede in ungarischer Sprache erschliessen. Die Anthologie *Kerecsényis*, der in der deutschen Literatur nur wenige Werke ähnlicher Art an die Seite gestellt werden können, wird gewiss auch dem für ungarisches Schrifttum interessierten Ausländer unschätzbare Hilfe leisten.

Széchenyis Lebenstage. Unter diesem Titel stellt Michael *Csery-Clauser* die Chronologie von Leben und Werk des Grafen Stephan *Széchenyi* in einem hübschen Bändchen zusammen, das mit einem Geleitwort von Emmerich *Lukinich* im Verlag *Rózsavölgyi* erschien. Die im ungarischen Schrifttum einzigartige Reihe der Tagebücher des „grössten Ungarn“, die in der sorgfältigen Ausgabe von Gyula *Viszota* vorliegt, ist wegen ihres Umfanges und der Mehrsprachigkeit zunächst nur für die Wissenschaft bestimmt. In der geschickten und übersichtlichen Gruppierung des Bändchens wird nun der wesentliche Inhalt dieser Tagebücher auch der grossen Öffentlichkeit zu-

gänglich. Michael Csery-Clauser gibt auf 200 Seiten eine gedrängte Darstellung des Lebensganges von Széchenyi, wobei er sich möglichst dessen eigener Worte bedient. Die Art, grosse geschichtliche Persönlichkeiten auf diese Weise menschlich näher zu bringen, ist auch in der deutschen Wissenschaft und Dichtung nicht unbekannt; auch Csery-Clausers Buch würde in deutscher Übersetzung gewiss lebhaftes Interesse erwecken.

Budapester Theater. Eine reichhaltige Sammlung von Theaterreferaten gab im Verlag der *Kön. Ung. Universitätsdruckerei* der geistvolle Literaturhistoriker und Kritiker Gyula Bisztray unter dem Titel *Színházi esték 1930—1940* („Theaterabende 1930—1940“) heraus. Seit zehn Jahren ist Verf. ein scharfsichtiger Beobachter und Beurteiler des ungarischen Theaterlebens. Die neue ungarische Dichtung — so betont er — erstieg in Lyrik und Erzählung bedeutsame Höhen, denen gegenüber das Drama zurücktreten musste. Wohl gelangten zahlreiche ungarische Exportstücke auf die Bühnen in Wien, Berlin, New York, ja selbst in Tokio, doch konnte man diese, deren Verfasser zum guten Teil auch keine Volksungarn waren, keineswegs als Repräsentanten der ungarischen Dramatik betrachten. Eine erfreuliche Ausnahme in dieser Richtung bildet nur der früh einsetzende Erfolg der „Tragödie des Menschen“ von *Madách* im Ausland. Verf. setzt das Verdienst der aus Ungarn hervorgegangenen internationalen Tagesdramatiker gebührend herab. Warmes Verständnis zeigt er dagegen für die volksverbundenen ungarischen Dramatiker (S. *Móricz*, L. *Bibó*, K. *Kós*, J. *Kodolányi*, St. *Nyirő*, und A. *Tamási*), deren Werke bei mancher technischer Unzulänglichkeit durch ihren sittlichen Ernst und Mut dennoch würdige Vertreter

der ungarischen Volksseele sind. Gyula Bisztray folgt den Spuren des grössten ungarischen Kritikers Paul *Gyulai*, und verdient daher besondere Beachtung.

Trachtenreiches Ungarn. Ein so betitelter, mit Bildern reich geschmückter Aufsatz in der *Deutschen Wochenschau* (Berlin, 29. Juli 1942) von G. *Pommeranz-Liedtke* bringt eine lebendige Darstellung der ungarischen Trachten, die — wie Verf. sagt — „nur ein Teil lebendigster Volkskulturen sind, die sich auf den verschiedensten Gebieten auch heute noch reich und selbständig weiterentwickeln“. „Die Trachten Ungarns — heisst es in den einleitenden Sätzen des Aufsatzes — bilden geradezu ein Bilderbuch der Mannigfaltigkeit. In immer neuen Variationen, oft in der bizarrsten Verbindung, vereinigen sich hier die verschiedensten Trachtenelemente und ihre Herkunft lässt sich oft nur ungenau feststellen“.

Bilderbericht aus dem Leben Stephan von Horthys in der „Wehrmacht“. Das am 16. September erschienene Heft 19. der vom Oberkommando der Wehrmacht herausgegebenen Zeitschrift *Die Wehrmacht*, die sich stets durch interessante Textbeiträge und eine hervorragende Bildausstattung auszeichnet, enthält auch einen umfangreichen Bilderbericht aus dem Leben des an der Ostfront gefallenen Reichsverweser-Stellvertreters *Stephan von Horthy*. Dankbar verweisen wir unsere Leser auf den Beitrag, der von innigem Mitgefühl zeugt.

Transdanubien — Ungarns Garten. Diesen Titel gibt Franz *Riedl* in der *Berliner Börsen-Zeitung* (Morgenausgabe, 9. August 1942) einer reizvollen Schilderung seiner „Sommerfahrt durch eine Parklandschaft“, in der er vor allem ein einprägsames Bild von Sopron (Ödenburg) zeichnet.

Lateinische Geistigkeit in Ungarn. Von <i>Anton von Ullein-Reviczky</i>	641
Gerhart Hauptmann. Von <i>Theodor Thienemann</i>	652
Ungarn, Volk und Raum, in deutscher Betrachtung. Von <i>Otto</i> <i>Albrecht Isbert</i>	657
Finnisch-ungarischer Kulturaustausch Von <i>Irene Németh-Sebestyén</i>	670
Attila. Von <i>Peter von Váczy</i>	675
Ungarische Truppen auf russischem Boden. Von <i>Adrian von</i> <i>Divéky</i>	682
Die Brotbäckerin des lieben Gottes. Erzählung von <i>Franz Móra</i>	688
Herbst. Gedicht von <i>Gyula Illyés</i> , übersetzt von Nikolaus Balogh	694
Arme Leute. Gedicht von <i>Ladislaus Mécs</i> , übersetzt von Árpád Guillaume	695

Rundschau

Der ungarische Soldat. — Fortbildungskurs für ungarische Deutschlehrer in Debrecen. — Tausendjährige Schicksalsverbundenheit. — Ungarisches Volk im Krieg. — Ungarn-Nummer von „Volk und Reich“. — Die Leipziger Vierteljahrschrift über die Zeitschrift „Ungarn“. — Wiederhall eines Aufsatzes aus „Ungarn“ in Siebenbürgen. — Die „Pariser Zeitung“ über Emmerich Madách. — Anthologie der altungarischen Prosa. — Széchenyis Lebensstage. — Budapester Theater. — Trachtenreiches Ungarn. — Bilderbericht aus dem Leben Stephan von Horthys in der „Wehrmacht“. — Transdanubien — Ungarns Garten

697

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. Anton von *Ullein-Reviczky*, ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, kön. ung. Pressechef.
 Dr. Theodor *Thienemann*, o. ö. Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Kön. Ung. Peter Pázmány-Universität in Budapest.
 Dr. Otto Albrecht *Isbert*, Abteilungsleiter des Deutschen Auslandsinstitutes in Stuttgart, Verfasser mehrerer, auf Ungarn bezüglicher Werke.
 Dr. Irene *Németh-Sebestyén*, vorzügliche finnisch-ungarische Sprachforscherin, Übersetzerin finnischer Dichtungen.
 Dr. Peter von *Váczy*, o. ö. Professor für allgemeine Geschichte an der Kön. Ung. Peter Pázmány-Universität in Budapest.
 Dr. Adrian von *Divéky*, o. ö. Professor für osteuropäische Geschichte an der Kön. Ung. Stefan Tisza-Universität in Debrecen.

UNSERE DICHTER:

- Franz *Móra* (1879—1934), volkhafter Erzähler des ungarischen Tieflandes.
 Gyula *Illyés*, Dichter und Schriftsteller; Herausgeber der Zeitschrift „Magyar Csillag“.
 Ladislaus *Mécs*, führender Dichter des Ungartums in Oberungarn.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

41.674. — Königl. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: Richard Thiering.)

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttlétmüködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—
6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—
7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 P 1.—
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—
10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft.) 1941 P 1.—
11. *Pukánszky, B.*: Mozart. 1942 P 1.—
12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk). 1942 P 1.—
13. *Paikert, G.*: Ahogy egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht). 1942 P 1.—
14. *Harmjan, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur) 1942 P 1.—



OSZK